



Digitized by the Internet Archive
in 2024

D

I

H5

no-333-

335

Historische Studien //

unter Mitwirkung der Herren Universitäts-Professoren: W. Andreas, O. Becker, G. Beckmann †, G. v. Below †, G. Beyerhaus, A. Brackmann, A. Cartellieri, F. Delitzsch †, W. Goetz, F. Hartung, A. Hasenclever, R. Holtzmann, P. Joachimsen †, H. Lietzmann, E. Marcks, F. Meinecke, G. Mentz, W. Mommsen, H. Oncken, F. Philippi, A. Wahl, A. Weber, G. Wolff, J. Ziekursch u. a. herausgegeben von Dr. Emil Ebering.

===== Heft 333 =====

Das germanische Altertum in der deutschen Geschichtsschreibung des achtzehnten Jahrhunderts

Von

Dr. Horst Kirchner

=====

Verlag Dr. Emil Ebering
Berlin 1938

Nachdruck mit Genehmigung vom
Matthiesen Verlag, Lübeck

KRAUS REPRINT LTD.
Vaduz
1965

Reprinted from a copy in the collections of
The New York Public Library

Printed in the United States of America

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	5
I. Voraussetzungen und Rahmen.	
1. Die Anfänge der deutschen Frühgeschichtsschreibung im 16. und 17. Jahrhundert	9
2. Deutsche Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert	14
II. Gegenstände und Fragen.	
1. Heimat und Herkunft der Germanen	22
2. Germanische Religion und Germanenmission	28
3. Ackerbau und Landeigentum in germanischer Frühzeit	46
4. Die römische Welt an den Grenzen	56
5. Die Idee der altgermanischen Freiheit vor Montesquieu und Möser	67
III. Quellen und Wege.	
1. Die deutsche Sprache als Geschichtsquelle	74
2. Die Bodenaltertümer	77
3. Die nordgermanische Überlieferung	87
4. Urgeschichtlich-völkerkundliche Vergleiche	96
5. Die Entwicklung des geschichtlichen Tiefenbewußtseins	102
IV. Haltung und Ziele.	
1. Patriotische Ausrichtung	112
2. Wunschbild und Wirklichkeit	118
Zusammenfassung	132
Verzeichnis des wichtigsten Quellschrifttums	135

Vorwort.

„... Aber wir wissen alle, daß es zur Würdigung eines unserer wissenschaftlichen Vorfahren keine unrichtigere Fragestellung gibt als die landläufige: Was gilt heute noch?“ Mit diesen Worten rechtfertigte sich vor Jahren Friedrich Leo, als er es unternahm, Leben und Wirksamkeit des Göttinger Philologen Christian Gottlob Heyne (1729—1812) in einer größeren Studie darzustellen;¹ sie könnten mit demselben Recht vor jeder anderen forschungsgeschichtlichen Untersuchung stehen, besonders in den Geisteswissenschaften, die man ohne Kenntnis ihrer eigenen Entwicklung kaum mit Nutzen treiben kann, geschweige fruchtbar weiterbilden. Für philosophische Probleme wird das niemand leugnen wollen; es gilt aber nicht minder auch für alle Einzeldisziplinen, in deren Erdreich Forschung und Gedanken von Generationen eingegangen sind, wo sie nun namenlos, doch stark und mächtig bis auf unsere Tage wirken. Forschungsgeschichte treiben heißt deshalb nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, sondern hilft uns auch den Stand erhellen, in dem sich das jeweilige Fach im Augenblick befindet. Welche Wissenschaft könnte aber einer solchen von ihrer geschichtlichen Entwicklung her versuchten Deutung in diesen Zeiten mehr bedürfen als die Geschichte unserer eigenen Frühzeit, die heute planvoller denn je ins Bildungsleben der Nation gestellt wird? Was die besten ihrer Forscher seit Jahrhunderten ersehnt, ist in unseren Tagen Wirklichkeit geworden: Das deutsche Volk sieht in seinem nationalen Altertum nicht länger einen toten Wissensstoff, nur für die gelehrte „Zunft“ bestimmt, vielmehr ist es auf dem besten Wege, seinen sittlichen Gehalt als blutsbedingt und deshalb jetzt noch gültig zu erkennen, seinen Geist im eigenen Dasein zu neuem, zukunfts-

1. Friedrich Leo, Heyne. In: Festschrift zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Beiträge zur Gelehrten Geschichte Göttingens. Berlin 1901.

starkem Leben zu erwecken. Wer sähe nicht die ungeheure Verantwortung, welche die Wissenschaft von deutscher Vorgeschichte bei dieser Lage trägt! Dankbar und übergücklich, daß es ihr vergönnt ist, die erzieherischen, volksverbundenen Werte ihrer Forschung zu erweisen, muß es heute ihr heißestes Bestreben sein, den Durst der „Laien“ nach Belehrung nur aus dem reinsten Quell zu stillen und jene Fehler zu vermeiden, die Konjunktur so nahe legt. Auch in diesem Punkte kann ihr die Kenntnis ihres Werdens nun von größtem Nutzen sein: Unsere Arbeit wird es zeigen, wie man schon im 18. Jahrhundert gelegentlich versucht hat, die liebe Eitelkeit des eigenen Ich im Bild der Vorzeit zu bespiegeln und wie man sich auf diese Weise selbst um die Möglichkeit gebracht, an diesem Altertum zu wachsen, sich an ihm zu bilden. Sollte das uns Enkeln keine ernste Lehre sein? Fürwahr, es braucht nicht immer ein Zeichen der Vergreisung einer Wissenschaft zu sein, wenn sie zuzeiten auch den Wunsch hat, den Wegen ihrer Herkunft nachzugehen.

Gegenstand dieser Untersuchung ist das germanische — besonders deutsche — Altertum, wie es die deutsche Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert sah. Damit stellt unsere Arbeit gleichsam eine Fortsetzung der schönen *Stemmermann'schen* Studie² dar, freilich nur in gewissem Sinne, denn Stemmermann berücksichtigt ja vorzugsweise die Beurteilung, welche die Bodenaltertümer im 16. und 17. Jahrhundert fanden, weshalb in seiner Arbeit das auf dem Fundstoff aufgebaute Schrifttum durchaus im Vordergrund steht: Urnenbeschreibungen, Grabungsberichte usw. Im Gegensatz dazu beschränkt sich unsere Darstellung grundsätzlich auf die theoretische oder „höhere“ Literatur des 18. Jahrhunderts — man verzeihe mir diese unglücklichen Epitheta —, die ihre Kenntnis deutschen Altertums vor allem literarischer Überlieferung verdankt und vielfach für den akademischen Gebrauch bestimmt ist. Die Quellen dieser Arbeit waren daher in erster Linie deutsche Reichsgeschichten, auch landes- und kulturhistorische Werke, die einleitend des deutschen Altertums gedenken, weil sie hier die Grundlagen aller späteren Entwicklung sehen; nur in

2. Paul Hans *Stemmermann*, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung: Deutschlands Bodenaltertümer in der Anschauung des 16. und 17. Jahrhunderts. 1934.

ganz wenigen Fällen handelt es sich um Schriften rein antiquarischen Charakters. Ebenso sind auch die mit herangezogenen Zeitschriften keine ausschließlich der „Prähistorie“ gewidmeten Periodica, solche gab es damals ja noch gar nicht.

Die vorliegende Arbeit stellt die erste zusammenfassende Behandlung des Gegenstandes dar. Th. B i e d e r s Gesamtüberblick über die „Geschichte der Germanenforschung“³ schließt zwar auch das „höhere“ Schrifttum zum Teil in seine Würdigung ein, doch ist diese mit ehrlicher „Liebe und Begeisterung für die Sache gearbeitete“ Untersuchung ganz „einseitig und dilettantisch und kann darum nicht befriedigen“ (Dannenbauer). 1935 erschien H. D a n n e n b a u e r s Antrittsvorlesung im Druck,⁴ die sich gleichfalls mit dem Thema „Germanisches Altertum und deutsche Geschichtswissenschaft“ befaßt und auf gedrängtem Raum manche wichtige Beobachtung enthält; auch das 18. Jahrhundert wird dort, freilich nur ganz kurz, besprochen. Obgleich ich meine Stoffsammlung damals schon zum größeren Teile abgeschlossen hatte, konnte ich die kleine, aber inhaltsreiche Schrift noch mit Nutzen durcharbeiten und ich freue mich der Übereinstimmung, die unsere Ergebnisse in dem und jenem Punkte zeigen. Während also eine geschlossene Behandlung meines Themas bisher noch nirgends vorlag, habe ich doch verschiedentlich monographische Darstellungen vorgefunden, die sich mit einzelnen Historikern (Mascov, Möser, Adelung) befassen — man wird sie in jedem Falle angeben finden —, ferner eine ideengeschichtliche Untersuchung, die mir für unseren Gegenstand so wichtig schien, daß ich sie in einem eigenen Abschnitt ausführlich referierte: E. H ö l z l e s kenntnisreiche Studie über „Die Idee einer altgermanischen Freiheit vor Montesquieu“,⁵ wo auch die (ältere) deutsche Geschichte des Gedankens miterörtert ist.

Wo es irgend anging, habe ich versucht, das Germanenbild des 18. Jahrhunderts in den größeren Zusammenhang seiner Entwick-

3. Theobald Bieder, Geschichte der Germanenforschung, I—III, 1921—1925.

4. Heinz Dannenbauer, Germanisches Altertum und deutsche Geschichtswissenschaft, 1935. („Philosophie und Geschichte“, Heft 52.)

5. Erwin Hölzle, Die Idee einer altgermanischen Freiheit vor Montesquieu, 1925. (Beiheft 5 der Historischen Zeitschrift.)

lung überhaupt zu sehen; ich verglich es also mit der Anschauung der Humanisten und suchte auch zu prüfen, wie sich nachmals die Romantik zu ihm stellt: wo sie einfach fortsetzt und in welchem Punkt sie neu baut. Da die Geschichte der romantischen Germanenforschung jedoch noch nicht geschrieben ist, konnte ich diese letzteren Linien leider nur zuweilen ziehen; ich stütze mich für die Romantik dann meistens auf E. W a h l e s monographische Behandlung Karl Wilhelms,⁶ der allerdings in vieler Hinsicht pars pro toto stehen darf.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es nicht mein Ehrgeiz war, jede, wirklich jede Schrift des 18. Jahrhunderts im Rahmen dieser Untersuchung zu behandeln. Mancher weniger bedeutende Historiker mußte ausgelassen werden, manchen mag ich vielleicht übersehen haben: Das Gesamtbild dürfte dadurch keine Änderung erfahren. Die am Schlusse mitgeteilte Liste stellt kein vollständiges Verzeichnis sämtlicher für diese Arbeit eingesehenen Werke dar; vielmehr umfaßt sie nur die wichtigsten, vor allem jene, die im Texte selbst und in den Anmerkungen nur durch den Verfasser-namen oder durch eine Abkürzung angedeutet wurden. (In diesem Falle wolle man also immer dieses Verzeichnis zu Rate ziehen, wo man den ganzen Titel finden wird.) Auf biographische Notizen (Lebensdaten, Wirkungsort) glaubte ich für die Mehrzahl unserer Historiker verzichten zu können; man mag darüber die verschiedenen, überall leicht zugänglichen Biographien und Gelehrtenlexika nachschlagen, ferner das besondere Schrifttum, das ich, wenn vorhanden, von Fall zu Fall genannt habe. Wichtiger erschien es mir, mit Zitaten nicht zu sparen: So kann man meine (subjektive) Auswertung und Beurteilung der „aufgeklärten“ Quellen immer wieder nachprüfen und sich ein eigenes Urteil bilden.

Die Anregung zu dieser Arbeit gab mir mein hochverehrter Lehrer, Herr Professor Dr. W a h l e, der sie dann auch aufs freundlichste gefördert hat. Ich bekenne mich mit ihr zugleich zu jenen wissenschaftlichen Grundsätzen und Lehren, die ich seinem Unterricht und seiner meinen Arbeiten seit Studienbeginn bewiesenen Anteilnahme zu verdanken habe.

6. Ernst W a h l e, Karl Wilhelmi (1786—1857) als Begründer der Altertumsforschung in Süddeutschland. In: Neue Heidelberger Jahrbücher 1933.

I. Voraussetzungen und Rahmen.

1. Die Anfänge der deutschen Frühgeschichtsschreibung im 16. und 17. Jahrhundert.

Dieser und der nächste Abschnitt beanspruchen noch keinen selbständigen Wert; sie sind als Einleitung gedacht und möchten nur den Gegenstand der vorliegenden Arbeit in seiner Umwelt und Vergangenheit verankern, um auf diese Weise zu seinem besseren Verständnis beizutragen. Zu diesem Zweck scheint mir ein kurzer Rückblick auf die Anfänge vorgeschichtlicher Forschung im deutschen Humanismus und Barock ebenso am Platze wie eine gedrängte Übersicht derjenigen Entwicklung, welche die deutsche Historiographie im Zeitalter der Aufklärung genommen hat: Mit dem ersten machen wir uns nämlich die Voraussetzungen deutlich, auf welche sich die frühgeschichtlichen Bemühungen des 18. Jahrhunderts gründen, und mit der zweiten legen wir den Rahmen fest, in dem sich diese „aufgeklärte“ Forschungsarbeit abspielt.

Da die älteren fachgeschichtlichen Versuche¹ kaum befriedigten, hat P. H. S t e m m e r m a n n vor wenigen Jahren die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung im Humanismus und Barock erneut beschrieben.² Zwar denkt er dabei namentlich an die Be-

1. Besonders wären hier zu nennen: A. M e n n u n g, Über die Vorstufen der prähistorischen Wissenschaft im Altertum und Mittelalter, 1925; ferner Theobald B i e d e r, Geschichte der Germanenforschung I (1500—1806), 1921. — Beide Schriften sind wegen ihrer biographischen und bibliographischen Notizen als Materialsammlungen wertvoll. Für die in der schönen Literatur vertretenen Ansichten und ihren Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Historiographie vgl. Fr. G o t t h e l f, Das deutsche Altertum in der Anschauung des 16. und 17. Jahrhunderts, 1900. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 13.)

2. P. H. S t e m m e r m a n n, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung: Deutschlands Bodenaltertümer in der Anschauung des 16. und 17.

urteilung, welche die Bodenaltertümer damals fanden, weshalb Urnenbeschreibungen und ähnliche rein antiquarische Versuche bei ihm im Vordergrund stehen, doch zieht er auch die „höhere“ Historiographie oftmals mit heran, so daß zum Schluß ein abgerundetes, wohl unterbautes Bild entsteht, welches die Einstellung der ganzen deutschen Bildungsschicht des 16. und 17. Jahrhunderts zur eigenen Vorzeit spiegelt. Wir dürfen uns bei diesem Rückblick deshalb damit begnügen, die wichtigsten Ergebnisse seiner Untersuchung kurz zu wiederholen.

Die Germanenforschung ist bei uns ein Kind des deutschen Humanismus, den auch auf dem Gebiete antiquarischer Interessen der stolze Ruhm nicht ruhen ließ, den seine italienischen Genossen auf diesem Feld erwarben. Sebastian Münsters „Cosmographia“ (1544) und ähnliche, auch das Altertum und seine Überreste mit berücksichtigenden historisch-topographischen Beschreibungen sind ohne das Vorbild der „Italia illustrata“ (1474) des Flavio Biondo nicht zu denken und ebenso lehnen sich auch die ersten deutschen Inschriftensammlungen engstens an südalpine Vorgängerinnen an. Bei der Ausdeutung dieser Inschriften kommt die Mehrzahl unserer Humanisten freilich noch kaum über das philologisch-antiquarische Detail hinaus; nur Beatus Rhenanus und Aventin begreifen schon den dokumentarischen Charakter solcher Monumente, wenn sie die Steine der literarischen Überlieferung gleichberechtigt an die Seite stellen und zur Aufhellung der provinzialen Vorzeit heranzuziehen suchen.

Einen mächtigen Auftrieb erfuhren die frühgeschichtlichen Interessen jener Zeit durch die Entdeckung (1455) und baldige Drucklegung (1473) der Germania des Tacitus, deren germanenfreundliche Tendenz den deutschen Humanisten reichen Stoff zu Lobgesängen auf die Vorfahren verschaffte. Andere Autoren der Antike kamen zu dieser unschätzbaren Quelle bald hinzu und halfen das Wissen auch um die deutsche Frühzeit mehren; selbst die völkerwanderungszeitlichen Historiker wurden nun bekannt und

Jahrhunderts. 1934. — Alle ohne Herkunftsangabe gebrachten Zitate dieses Abschnitts entstammen dieser Schrift. — 1935 hat sich auch der Tübinger Historiker H. Dannenbauer in seiner Antrittsvorlesung mit der Geschichte der Germanenforschung beschäftigt: Heinz Dannenbauer, German. Altertum und deutsche Geschichtswissenschaft, 1935.

schon von Rhenanus, Peutinger u. a. herausgegeben. Auf diese Weise ersetzte man die fabelhafte Überlieferung scholastischer Chronistik mehr und mehr durch unverdächtig-zeitgenössische Berichte; plumpe Fälschungen wie der sogenannte Berosus des Annius von Viterbo oder der Hunibald des Abtes Trittenheim konnten nicht länger Unheil stiften.

Es fügte sich, daß der Machtbereich des deutschen Humanismus mit jenen Landschaften Süd- und Westdeutschlands zusammenfiel, in denen vorübergehende Besetzung durch die Römer Denkmale hinterlassen hat, die solchen auf Italiens Boden nahestehen. So trafen denn die deutschen Humanisten, die in Italien erst die Wertschätzung der Altertumsreste kennen gelernt hatten, bei ihrer eigenen Arbeit in der Heimat einen Stoff an, in dessen Erforschung ihnen die Italiener vorausgegangen waren und der schon deshalb ihre Anteilnahme wecken mußte. „Da drohte ein Konflikt sich hindernd in den Weg zu stellen“: Sobald man nämlich anging, sein Interesse der deutschen Vorzeit zuzuwenden, mußte man auch auf die Kämpfe zwischen Römern und Germanen stoßen und zu der Erkenntnis kommen, daß eben dieser heimatliche Fundvorrat „aus einer Zeit stammte, welche durchaus keinen Höhepunkt in der Geschichte der eigenen Vorfahren darstellt, ja daß gerade dieses Material geeignet war, Kunde zu geben von der Fremdherrschaft, welche die Römer einst über Germanien errichtet hatten. Aber eine andere in der geistigen Lage dieser Zeit begründete Vorstellung half über diese Schwierigkeiten hinweg“: Die Idee von der *translatio Imperii*, die gerade der Patriotismus unserer Humanisten zu betonen niemals müde wurde. Durch diese Konstruktion war das Altertum des Deutschen Reiches eng mit dem römischen verbunden, von einem feindlichen Gegensatz oder Zwiespalt beider konnte keine Rede sein und darum war auch für den Gedanken einer römischen „Fremdherrschaft“ auf dem Boden dieser Ideologie kein Raum. Im Gegenteil wurden die süd- und westdeutschen Denkmale provinzialen Siegerwillens fast als Zeugen alter Eigenmacht verstanden, nichts Entwürdigendes haftete ihnen an.

Im Rahmen der humanistischen Germanenforschung nimmt der zuletzt in Schwerin und Rostock wirkende Thüringer Nicolaus Marschallk (gest. 1525) eine Sonderstellung ein. In seinen beiden Schriften „*Vita Obetritorum*“ und „*Liber de Herulis et*

Vandalis“ bringt er zum erstenmal auch schriftlose Monumente — Hügel-, Megalith- und Urnengräber — in erstaunlich weitem Umfange zum Reden und wertet sie historisch aus. Ohne sich dabei irgendwie auf literarische Hilfsmittel stützen zu können, weist er die verschiedenen Denkmälergruppen schon verschiedenen Stämmen zu und versucht sogar auch eine soziale Differenzierung. Damit eilt er seiner Zeit sehr weit voraus und es kann nicht wundernehmen, wenn zunächst niemand von seinen Forschungen Notiz nahm, so daß sie wieder in Vergessenheit gerieten. Trotzdem war sein Wirken nicht umsonst: Bei der Besprechung Ole Worms, den man bisher nach Sophus Müllers Vorgang gern als höchst originalen, schöpferischen Kopf gefeiert, kann Stemmermann es glaubhaft machen, daß der Däne gerade in seinen wesentlichsten Resultaten durchaus von dem um 120 Jahre älteren Marschalk abhängt, über dessen Erkenntnisse er keinen Schritt hinauskommt; seine Verdienste als Germanist werden davon freilich nicht berührt. Worms Bedeutung für die nordische Archäologie beruht also weniger auf der Einführung neuer Methoden und Gedanken, als vielmehr darin, daß er Marschalks fruchtbare Ergebnisse in einem Augenblicke aufgriff, da die Wissenschaft sie zu verarbeiten und fortzuführen fähig war; er hat auf diese Weise den Bemühungen des Humanisten zu stammbildender Auswirkung verholfen.

Denn daran kann kein Zweifel sein, daß Worm die nach-humanistische Gräberforschung in Deutschland wie im Norden mächtig gefördert hat; die im 17. Jahrhundert namentlich in Nord- und Ostdeutschland zahlreich erschienenen Urnenbeschreibungen verraten immer wieder seinen und damit Marschalks Einfluß. Im Gegensatz zu den altertumskundlichen Arbeiten des Humanismus, die sich sämtlich durch besondere Weite ihres Vorwurfs auszeichneten und nicht selten ganze Weltgeschichten waren, wird die vorgeschichtliche Forschung jetzt vorzugsweise im Rahmen heimat- und ortsgeschichtlicher Bestrebungen gepflegt, auch fernab von den Zentren geistigen Lebens. Ihre Träger sind in erster Linie protestantische Landpastoren, die zwar ihren örtlichen Befund oft erstaunlich gut beobachten und die auch die einschlägige literarische Überlieferung wohl kennen, denen größere Gesichtspunkte jedoch meistens fremd sind. Vor allem aber rücken nun theologisch-religiöse Überlegungen in diesem Schrifttum immer weiter in den

Vordergrund, so daß es schließlich kaum noch einen Forscher gibt, der zu einer unvoreingenommen-objektiven Würdigung der deutschen Vorzeit durchzustößen wagte: Die abschreckenden Vorstellungen vom „greulichen Heydenthum“ der Alten sind im Zeitalter des Pietismus mächtiger als das Bewußtsein, daß es sich hierbei um unsere eigenen Ahnen handelt. Schon in Philipp Cluvers weithin wirksamem Nachschlagewerk „Germaniae antiquae libri III“ (1616) steht die germanische Religion demzufolge im Mittelpunkt der Betrachtung, doch versucht sie Cluver aus patriotischen Motiven dem Christentum noch möglichst anzugleichen: „Priscos Germanos unum, verum, aeternum Deum in trinitate coluisse“. Ähnlich will auch Arnkiel („Cimbrische Heydenreligion“, 1696) zwischen germanischer Religion und Christentum vermitteln, um so dem von orthodoxen Vorurteilen erfüllten Menschen jener Jahre die Beschäftigung mit der eigenen Vorzeit zu erleichtern. Später legt man sich diese Zurückhaltung nicht mehr auf, sondern gibt wie Büttner („Beschreibung des Leichenbrandes und der Todtenkrüge . . .“, 1695) seinem Abscheu vor soviel „superstitiösen“ Greueln offen Ausdruck. Die besten Köpfe haben sich freilich auch weiterhin um eine Vermittelung des patriotischen Standpunkts mit der religiösen Anschauung bemüht, wie das Beispiel Leonhard David Hermanns lehrt, des Verfassers der Maßlographia (1714).

Erst der tolerantere Geist der Aufklärung hat der Germanenkunde wieder größere Perspektiven aufgeschlossen und hat sie von den Scheuklappen befreit, die eine gerechte Sicht des nationalen Altertums im Barockzeitalter unterbanden. Der Mauriner Montfaucon („L'antiquité expliquée et représentée en figures“, 1719) und Scheidius' auf Leibnizens und Eccards Manuskripte aufgebautes Werk („De origine Germanorum“, 1750) müssen hier ebenso verzeichnet werden wie die fundstoffkundlichen Veröffentlichungen Keysslers („Antiquitates selectae septentrionales“, 1720) und der beiden Rhode („Cimbrisch-Holsteinische Antiquitäten-Remarques“, 1719—20), denen allen nüchterne Sachlichkeit und leidenschaftsloses Wahrheitsstreben eignen.

Doch damit sind wir schon in das 18. Jahrhundert eingetreten, dessen auf den Fundstoff aufgebautes Schrifttum bei Stemmermann zum Teile ja noch mitbehandelt wird, freilich nur mehr in großen

Zügen. Das Germanenbild der eigentlichen, „höheren“ Geschichtsschreibung dieser Zeit soll unsere eigene Betrachtung im folgenden erhellen.

2. Deutsche Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert.

„Teutsche Geschichte war vormals fast nichts als ödes Gedächtnisswerk, eine chronologische Zusammenstellung merkwürdiger und geringfügiger Begebenheiten, die zum Theil nur halb wahr, zum Theil erdichtet, oder doch nicht gehörig erwiesen waren, und wobey der Erzähler weder philosophischen Geist, noch Politik, noch Welt- und Menschenkenntniss verrieth, und ebensowenig auf kritische und zweckmäßige Auswahl der Sachen, als auf natürliche Verbindung, Darstellung und angemessenen Vortrag einige Aufmerksamkeit wandte. Eigentlich war sie nur teutsche Kaiserhistorie, nicht Geschichte des Reichs und der Nation; denn immer erzählte sie nur die Thaten der teutschen Könige und Kaiser und einiger teutschen Fürsten, die sich unter den übrigen auszeichneten; auf die innere Verfassung des Reichs und auf den Zustand der Nation wurde wenig oder gar keine Rücksicht genommen.“¹

Dieses aus dem Jahre 1800 stammende Urtheil über die deutsche Geschichtsschreibung vor M a s c o v und B ü n a u hat ihre mannigfachen Mängel klar erkannt; übrigens hatte sie ja Lessing im 52. Literaturbrief schon ganz ähnlich kritisiert. Nach Hettners Ausdruck war die Geschichte bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts nicht viel mehr als ein „wüster Curiositätenkasten, in welchem man Alles aufspeicherte, was nirgends anders Platz fand“ —, Einheit und innere Entwicklung wurden dabei weder vermutet noch gesucht.² Auch um die Periodisierung des historischen Geschehens war es zu jener Zeit noch schlimm bestellt: Wenn sich wirklich einmal das Verlangen nach tieferer Gliederung regte, so war diese eine ausschließlich theologisierende. „Nach der auf den Propheten Daniel gegründeten Anschauung wurde die Geschichte als die Geschichte der vier Weltmonarchien, d. h. als die Geschichte des babylonischen, persischen, griechischen und römischen Reiches

1. Heinrich, Handbuch der teutschen Reichsgeschichte, 1800, S. 9.

2. Hermann Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, 1, 302. — Zit. nach der 3. Aufl., 1870.

gefaßt; das römische Reich, als noch bestehend betrachtet, umschloß dann wohl oder übel die Geschichte der Christenheit.³ (Die Idee von der *translatio Imperii* kam den Historikern hier zu Hilfe.) Durch Sleidan, Justus Lipsius, Georg Horn und Hermann Conring wurde dieses Schema jedoch immer mehr erschüttert, bis Christophorus Cellarius es 1688 schließlich ganz verwarf: Nach philologischen Gesichtspunkten teilte er die Weltgeschichte in eine alte, mittlere und neue ein, wodurch erstmals eine freiere Behandlung möglich wurde.⁴

Aber noch in einer anderen Hinsicht hat das 17. Jahrhundert den Grund zu einem neuen Aufschwung der Geschichtsforschung gelegt. Ebenso wie man in den Naturwissenschaften damals das eigene Experiment an die Stelle überkommener Lehrmeinungen setzte, begannen nun auch die Historiker die geschichtliche Überlieferung auf ihren Wahrheitswert zu untersuchen; sie schufen damit überhaupt erst die historische Kritik. Von den Maurinern in Frankreich zum ersten Male ausgebildet, wirkten ihre Grundsätze und Methoden bald auch auf die deutsche Forschung ein, wo sich namentlich Pufendorf und Leibniz ihrer annahmen. Nach dem Vorbild von des letzteren „*Scriptores Brunswicienses*“ gab Mascovs Lehrer Burkhard Mencke die „*Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum*“ heraus; Johann Georg von Eckhard und die Halleschen Professoren Ludwig und Gundling folgten zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit ähnlichen Werken nach. Das hervorstechendste Merkmal aller dieser Unternehmungen ist die gewissenhafte Treue, mit der sie an die Sammlung, Durchsicht und Verwertung der alten Quellen gingen: Die Urkundenforschung wurde damals recht eigentlich begründet.

Eine andere Eigenart dieser neuen Geschichtsschreibung war ihre enge Bindung an das Staatsrecht, die auch in dem akademi-

3. Hermann Hettner, a. a. O.

4. Vgl. z. B. Trude Benz, *Die Anthropologie in der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts*. Philos. Dissert. Bonn 1932, 104 f. Immerhin konnte der Wittenberger Professor Jan die alte theologisierende Geschichtsbetrachtung noch 1728 in einer besonderen Schrift mit allem Aufwand scholastischer Gelehrsamkeit verteidigen. Sie trägt nach Hettner, a. a. O. den Titel: „*Antiquae et pervulgatae de quatuor monarchiis sententiae contra recentiorum quorundam objectiones assertio*“ und ist wiederabgedruckt in Breyers *Historischem Magazin*, Jena 1805, Band I, 114 ff.

schen Betrieb des Fachs zum Ausdruck kam. Denn während die Historie vor 1700 auf den Universitäten meistens von dem Professor für Beredsamkeit vertreten worden war, in dessen Gebiet sie als ein Teil der „Humaniora“ fiel, gliederte man sie nun gewöhnlich der Professur für deutsches Staatsrecht an. Für die weitere Entwicklung lag hierin eine leicht einzusehende Gefahr: Wie vor dem theologische, so drängten sich jetzt überall juristische Momente vor, die vielfach eine bedauerliche Einseitigkeit und Enge des Interesses wie der Darstellung bewirkten. Man faßte die Geschichte nur als instruktive Theorie des Staatsrechts auf und machte gar kein Hehl daraus, daß es einem weniger um eine reine, freie Wissenschaft zu tun war, als um die Gewinnung scharfer Waffen zur Entscheidung staatsrechtlicher Streitigkeiten.⁵ Auch die veränderte Themenstellung liegt in dieser neuen Zielsetzung begründet: Während die humanistischen Historiographen gern Vorwürfe von kühner Weite wählten — ihre Werke wuchsen sich fast immer zu ganzen Weltgeschichten aus —, beschränkten sich diese geschichtsforschenden Staatsmänner und Juristen ausschließlich auf die „teutsche Kayser- und Reichshistorie“, deren Kenntnis der Haupt-Schlüssel“ sei, „jede nur berührte Eigenschaft eines Staates behörig einzusehen“;⁶ oder wie es M a s c o v ausgesprochen hat: „Wer den Grund der einheimischen Rechte und Gewohnheiten wissen will, muß sowohl in dem Teutschen Alterthum, als ein Liebhaber der Römischen Rechte in dem alten Rom bekannt seyn“.⁷ Man kann es deshalb schon verstehen, wenn H a u s e n noch im Jahre 1771 klagt, daß die Historie „nach dieser Methode nur das Eigenthum der Rechtsgelehrten ward“.⁸

Dennoch gingen gerade aus diesen Bemühungen um die deutsche Reichsgeschichte jene Unternehmungen hervor, die den Anfang und die Grundlage der neueren deutschen Historiographie verkörpern, die Geschichtswerke von Mascov und von Büнау. Gewiß, auch M a s c o v leitet vordringlich das Streben, „die besonderen Ursachen, so Teutschland hat, die Ursprünge seiner Verfassung

5. Hermann Hettner, a. a. O. III, 1, 304.

6. Zschackwitz, a. a. O., Vorwort; vgl. auch 275 ff.

7. Mascov, a. a. O., Vorrede zum I. Band.

8. Hausen, Versuch einer Geschichte des menschlichen Geschlechts, I (1771), 8.

recht zu kennen“, aber er sprengt doch diesen engen Rahmen, wo ihm die Quellen das gestatten und stellt etwa aus der antiken Literatur zusammen, was man „von der Leibes- und Gemüthsart, der Religion, den Sitten, dem Kriegswesen und der Polizey der Teutschen“ weiß.“ Damit führt er ohne Frage zu einer Kulturgeschichtsschreibung hin, die, losgelöst von praktisch-staatsrechtlichen Zwecken, einzig der Erforschung geschichtlicher Wirklichkeit und Wahrheit dienen will. Auf Mascovs juristische Schriften brauchen wir hier nicht einzugehen, sie sind mit ihrer Zeit vergangen und sind heute vergessen. Was jedoch lebendig blieb, weil es ihn über diese Zeit hinaus hob, ist die kühne Konzeption einer deutschen Volksgeschichte, die der Nachwelt in drei Teilen vorliegt: 1726 und in den darauf folgenden Jahren erschien zunächst die „Geschichte der Teutschen bis zum Anfang der Fränkischen Monarchie“, 1737 kam als deren Fortsetzung die „Geschichte der Teutschen bis zum Abgang der Merovingischen Könige“ heraus und 1741—53 entstanden noch die „Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici“, die den Zeitraum von Conrad I. bis Conrad III. umfassen —; eine Darstellung der Karolingerzeit ist wenigstens als Manuskript erhalten.¹⁰

Heinrich Graf von Bünaus „Genaue und umständliche teutsche Kayser- und Reichshistorie“ (1728—43) fällt durch ihre Weitschweifigkeit und wenig straffe Fügung dem Mascov'schen Werke gegenüber ab und auch an Schärfe der Kritik ist der sächsische Staatsmann dem Leipziger Professor unterlegen; dafür übertrifft er ihn jedoch nach Hettners Urteil an Umfänglichkeit der Quellenkenntnis.

9. Zit. nach Herbert Eichler, Von Ludewig und Gundling zur Romantik. In: *Histor. Vierteljahrschrift* XXV (1929), 215.

10. Vgl. über Mascov außer Hettner, a. a. O. z. B. noch: Woldemar Goerlitz, Die historische Forschungsmethode Joh. Jak. Mascovs, 1901, und E. Leskien, der Leipziger Historiker und Ratsherr Joh. Jac. Mascov. In: *Neues Archiv f. sächs. Geschichte*, Band 54, 21 ff. — Breysigs Urteil über Mascov ist gewiß zu hart und wird seiner Bedeutung nicht gerecht: Es wertet seine Leistungen zu sehr rückblickend von den Ergebnissen her, die nachmals von den Göttingern erzielt wurden, statt — wie billig — den Zustand zu bedenken, in dem sich die Historie bei Mascovs Auftreten befand und vor dessen Hintergrund seine Arbeit nur gesehen werden kann. (Kurt Breysig, Deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter Herders. In: *Die Zukunft*, XXIII [1898], 103 ff.)

Diese von den praktischen Belangen des deutschen Staatsrechts ausgelöste Reichshistorienschreibung hat die Geschichtswissenschaft bis zur Jahrhundertmitte souverän beherrscht. Dem skizzenhaften Charakter dieser Einleitung entsprechend, konnten wir soeben nur ihre markantesten Schöpfungen mit Namen nennen, doch werden wir im Gange unserer Darstellung auch noch verschiedene schwächere Vertreter und Epigonen dieser Richtung kennen lernen, z. B. Hahn, Köhler, Tittel, Pütter, Häberlin und Heinrich. Im Jahre 1744 begann die deutsche Übersetzung eines großen englischen Sammelwerks zur Weltgeschichte zu erscheinen,¹¹ womit auch für die deutsche Forschung eine neue Ära anbrach. Unter dem Einfluß von Engländern (Robertson, Gibbon) und Franzosen (Voltaire) wandte man sich nun allmählich von der Kaiser- und Reichshistorie ab und einer mehr kulturgeschichtlich aufgefaßten Universalhistorie zu. Die Träger dieser neuen Geschichtsbetrachtung wirkten fast ausnahmslos in Göttingen, dessen 1737 gegründete Universität in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wohl die angesehenste und fortschrittlichste in ganz Deutschland war; man spricht darum geradezu von einer Göttinger Schule, an ihrer Spitze standen Gatterer und Schlözer. Während noch für Mascov die Geschichte aus einer Fülle „atomhaft selbständiger“ Einzelgeschehnisse bestand, die für den Historiker im wesentlichen gleichbedeutend waren,¹² stießen diese Göttinger erstmals zu wertsetzender Auswahl vor. „Wer Facta verschmähen kann, die unsre Väter mühsam eintrugen, Facta, die sonst ihren guten Nutzen haben, hier aber zwecklos wären, wer dagegen geringscheinende Vorfälle bemerken und in ihnen den Keim neuer Jahrhunderte erblicken kann . . .: der hat ächtes welthistorisches

11. Die Anregung zu dieser Übertragung ging von dem Halleschen Professor Baumgarten aus, der selbst die ersten 17 Bände übersetzte. Band 18—30 wurden von Semler herausgegeben, Band 31—38 sind Originalwerke deutscher Historiker, z. B. Schlözers, Gatterers, Meusels, Kräpelins. (Vgl. Felix Günther, *Die Wissenschaft vom Menschen*, 1907, 132.) Ein ähnliches englisches Sammelwerk, die *Allgemeine Weltgeschichte* von Guthrie und Gray, wurde 1765 ff. von dem Göttinger Philologen Heyne ins Deutsche übersetzt, zusammen mit Ritter und Schröckh. (Vgl. Trude Benz, *Die Anthropologie in der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts*. Philos. Dissert. Bonn 1932, 181.)

12. Vgl. W. Goerlitz, a. a. O., 53.

Gefühl.“ Nach diesem Grundsatz *Schlözers* hielt man fortan nur noch solche Begebenheiten für erwähnenswert, die „eine Ursache, eine Veranlassung, folglich ein Erkenntnisgrund erheblicher Veränderungen“ sind, wobei man zwischen politischen Neuerungen und solchen auf dem Felde der Kulturgeschichte keinen Unterschied mehr machte: Die „Ankunft der Pocken, der Zigeuner, des Tabaks in Europa“ hat nun ebensogut Anspruch auf das Interesse des Historikers wie etwa „die Schlacht bei Zama, die Zerstörung Jerusalems oder der Westfälische Friede“¹³

Gewiß war es ein großer Fortschritt, „daß sich die Einseitigkeit ausschließlicher Regentengeschichte jetzt so fest und triebkräftig zur Volksgeschichte und als solche zugleich zur Kulturgeschichte erweiterte; aber in Deutschland trat diese Errungenschaft vorerst nur als eine neue Einseitigkeit auf. Was man in Deutschland damals Kulturgeschichte nannte, war nicht der stützende Grund und krönende Abschluß der politischen Staatengeschichte, sondern nur ein dürrtger Nebenbau, der den törichten Anspruch machte, das eigentliche Hauptgebäude zu sein.“¹⁴ Man belächelte nun wohl gar die methodische Gelehrsamkeit der vergangenen Jahrzehnte und stellte ihr eine neue Art historischer Arbeit gegenüber, deren Gegenstand die ganze Menschheit werden sollte, einschließlich der rezenten Primitiven, die zahllose Forschungsreisen der aufgeklärten Bildung immer näher brachten. „Geschichte der Menschheit“ hieß darum die Losung, unter der die *Hausen*, *Meiners*, *Steeb* und *Iselin* sich fanden und wiederum waren *Franzosen* (*Voltaire*, *Buffon*, *Goguet*) und *Engländer* (*Home*, *Falconer*, *Ferguson*) dabei ihre großen, leider nie erreichten Vorbilder. Man darf diese rein kulturgeschichtlichen Werke nicht mit der Universalhistorie der *Göttinger* verwechseln, die in erster Linie doch immer noch politische Historie war; *Meiners* hat den Unterschied der beiden einmal so bezeichnet: „Die Universalhistorie beschäftigt sich einzig und allein mit solchen Völkern und Menschen, die sehr vieles gewirkt haben, und entweder viel Gutes oder Böses gestiftet haben, und sie vernachlässigt hingegen solche Nationen, die entweder stets in ihren Grenzen eingeschlossen

13. Alle Zitate nach August Ludwig *Schlözer*, Weltgeschichte nach ihren Haupt-Theilen I (1785), 7, 73.

14. *H. Hettner*, a. a. O. III, 2, 401 f.

blieben, oder ihren Nachbarn höchstens einige Sklaven weggingen. Die Geschichte der Menschheit hingegen würdigt gerade die Wilden und Barbaren aller Erdtheile, die in den Schicksalen des ganzen Menschengeschlechts nicht die geringste bemerkbare Veränderung hervorgebracht haben, ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit, weil oft eine einzige kleine Horde von Wilden und Barbaren zur Kenntniss der menschlichen Natur mehr Beiträge liefern kann, als die glänzenden Nationen, die mehr als einen Erdtheil unterjocht und verwüstet haben. Die Universalhistorie endlich folgt der Zeitordnung so genau als möglich Diese chronologische Ordnung kennt die Geschichte der Menschheit gar nicht. Sie stellt vielmehr in allen ihren Abschnitten Nationen, Handlungen und Begebenheiten zusammen, die durch Zeit und Raum unendlich von einander getrennt waren.“¹⁵ Eine andere Eigenart dieser menscheitsgeschichtlichen Richtung ist der „philosophische“ Charakter, mit welchem ihre Werke gerne prunken und der sich oftmals schon im Titel kundgibt: Man denke nur an die Schriften eines Iselin, Irwing und Tetens.¹⁶ Auch Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ wollen letztlich vor diesem Hintergrund gesehen sein, wenn sie auch nur mehr im Formalen an ihm haften.

Ohne Frage sind die zwischen den Historikern des 18. Jahrhunderts feststellbaren Unterschiede tiefgreifend genug, um die hier vorgenommene Einteilung mit Blut und Leben zu erfüllen. Dennoch wurzeln sie letzten Endes alle in demselben Geiste, im Geist des unbedingten Rationalismus aufgeklärter Prägung, der die Reichshistorienschreiber ebenso beseelt wie die großen Göttinger und einen Iselin und Meiners. Sie alle leben ja noch der naiven Hoffnung, den verwickelten Komplex des natürlichen Geschehens auf einige einfache Grundsätze und Formeln zurückführen zu können, die dann ihrerseits die Gesetzmäßigkeit jedes geschichtlichen Vorgangs evident erhellten —, welch gefährlich großer Irrtum! Ein

15. Meiners, a. a. O., Aus der Vorrede.

16. Isaac Iselin, Philosophische Muthmassungen über die Geschichte der Menschheit, 1764. — Die erweiterte Bearbeitung von 1768 trägt den einfacheren Titel „Über die Geschichte der Menschheit“. — von Irwing, Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen, 1772. — Johann Nikolaus Tetens, Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung, 1777.

anderes gemeinschaftliches Merkmal aller ist ihr selbstbewußter Bildungsstolz, dem es schlechterdings unmöglich ist, fremde Daseinsformen und Kulturen nach ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit zu werten, und drittens endlich treffen sie sich auch in der teleologischen Tendenz, der sie, mit Wissen oder nicht, noch dienen. Denn bis auf Kant glaubte man ja „die Kausalität des Geschehens nicht um ihrer selbst willen und ohne weiteren Hintergedanken erforschen zu sollen, sondern man träumte von Absichten und Zwecken, die hinter diesem Ursachenzusammenhang verborgen seien“ und die der Historiker ans Licht zu ziehen habe.¹⁷

Es bedurfte schon eines höchst eigenwillig-schöpferischen Geistes, um unsere Historik von den Bindungen zu lösen, in die sie der Totalitätsanspruch der ratio gezwungen hatte. Er erstand dem Sturm und Drang in Justus Möser, der in seiner „Osnabrückischen Geschichte“ (1768) als erster zu jener organischen Erfassung des Geschehens vordrang, die auch Herder für die Historie fordert. Statt nach Begriff und Allgemeinheit strebten diese beiden in der Geschichte wie im Leben nach Gegenstand und Eigenart; so gelangten sie schon mitten in der Aufklärung zu der Erkenntnis vom Selbstwert jeder geschichtlichen Daseinsform und auch jeder Periode —, eine Einsicht, die sie ihrer Zeit unendlich überlegen macht und ganz neue Wege öffnet. Mit ihnen setzt jene reformatorische Bewegung ein, die über Savigny und Niebuhr schließlich zur Romantik, zu Humboldt und zu Hegel führt, auf deren aller Schultern die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts ruht.¹⁸

17. Kurt B r e y s i g, Deutsche Geschichtschreibung im Zeitalter Herders. In: Die Zukunft, XXIII (1898) 103 ff. — Das Zitat ist von S. 115 f.

18. Vgl. Wilhelm D i l t h e y, Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt. In: Ges. Werke III, 1927, 209 ff., besonders 267 f. Aus dem schon ziemlich umfänglichen Schrifttum über Möser sei vorerst nur ein Werk herausgehoben, das auch einen knappen Überblick der Möser-Forschung gibt: nämlich: Ulrike B r ü n a u e r, Justus Möser, 1933. (Probleme der Staats- und Kultursoziologie, hgg. v. Alfred Weber, Band VII.)

II. Gegenstände und Fragen.

1. Heimat und Herkunft der Germanen.

Unter jenen Fragen, für welche sich die humanistischen Historiker der deutschen Frühzeit interessierten, steht die nach Urheimat und Herkunft der Germanen wohl an erster Stelle; alle anderen Probleme treten hinter ihr zurück.¹ Natürlich war man dieser Aufgabe zu jener Zeit noch keineswegs gewachsen, weshalb die dazu aufgestellten Hypothesen heute höchst absonderlich erscheinen, gründen sie sich doch ausschließlich auf die Nachrichten der Bibel, antike Überlieferung und sehr gewagte Etymologien. Die Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts bietet hier ein anderes Bild. Man hat inzwischen eingesehen, daß die bisherigen Kenntnisse bei weitem nicht genügen, das schwierige Problem mit Nutzen zu erörtern; so resigniert man denn und wendet sich in weiser Selbstbeschränkung solchen Themen zu, bei denen sich die Untersuchung auf festerem Boden fortbewegen kann. An die Stelle der einstmals so beliebten Ursprungsfabeln treten, immer breiter ausgeführt, kulturgeschichtliche Versuche, Zustandsschilderungen, „Gemälde“ germanischer Religion und Sitte, auch „philosophische“ Betrachtungen, die diese ferne Zeit mit der eigenen Gegenwart vergleichen, und ähnliche Exkurse mehr, für die uns römische und andere Autoren besser unterrichtet haben. Dieser Umschwung hat verschiedene Gründe. Der wichtigste ist wohl der, daß fortgeschrittene methodische Kritik den Hunibald, Berosus und die anderen Fälschungen der humanistischen Periode² im 18. Jahrhundert endgültig

1. Vgl. H. Dannenbauer, *Germanisches Altertum und deutsche Geschichtswissenschaft*, 1935, S. 6.

2. „Unter Hunibald versteht man einen von Abt Tritheim erfundenen fabelhaften alten Geschichtsschreiber der Franken, der von einem fränkischen Reich in Gallien schon im 5. Jahrhundert vor Christus weiß. Unter dem

überwunden hat, so daß es nicht mehr nötig ist, in jedem Werke über deutsche Urgeschichte von neuem auf sie einzugehen; die Kräfte der Historiker werden endlich für wichtigere Dinge frei. Ferner ist die noch im Zeitalter der Glaubenskämpfe fast übermächtige Autorität der Bibel im Aufklärungsalter stark geschwächt; man fühlt sich jetzt nicht mehr verpflichtet, auch das deutsche Altertum unbedingt bis Noah oder Japhet zu verfolgen. Auch das patriotische Empfinden nimmt nunmehr ruhigere Formen an, ohne deshalb doch an Innigkeit und Tiefe zu verlieren: Man lehnt es fortan ab, den geschichtlichen Sachverhalt aus nationaler Ruhmsucht zu verfälschen, wodurch in früheren Jahrhunderten so viel Unheil angerichtet worden war. Denn auch der „Berosus“ und der Glaube, den er lange fand, ist letztlich ja ein Ausdruck jenes Ärgers, der deutsche Patrioten angesichts der Überheblichkeit italienischer Historiker erfaßte, die, „stolz auf ihren Vorsprung in der modernen Bildung, stolz auf ihre große Vergangenheit und klassische Kultur“, auf ihre deutschen Zunftgenossen geringschätzig herunterblickten.³ Inzwischen war dieser Vorsprung jedoch ausgeglichen und die ernste Wissenschaft des 18. Jahrhunderts fand darum keinen Anlaß mehr, aus gekränkter Eitelkeit Stammbäume zu erfinden, die dem deutschen Volke einen mindestens ebenbürtigen Ursprung zuerkannten, indem sie es an die Trojaner, an Ägypter oder andere Völker der Antike anknüpften. Von solchen Machenschaften rückt man jetzt entschieden ab, man ist kritischer und redlicher geworden.

Bei den führenden Historikern des 18. Jahrhunderts kommt diese veränderte Einstellung überall zum Ausdruck und wenn man auch die älteren Meinungen gelegentlich noch aufführt — in Form eines forschungsgeschichtlichen Überblicks, wie ihn z. B. Büнау,

Namen des Chaldäers Berosus lief seit 1498 eine Erfindung des Dominikaners Annius von Viterbo um, eine Mischung der biblischen Völkertafeln mit Nachrichten des Tacitus und anderer antiker Schriftsteller. Darüber vgl. Ersch und Gruber, Allgemeine Encyclopädie IV 183, unter Annius von Viterbo. Die Kritik gegen dieses Machwerk hat sich zwar sofort geregt und auch deutsche Humanisten, wie Beatus Rhenanus oder Melancthon, haben es abgelehnt; aber die Mehrzahl wollte sich eine bis Abraham zurückreichende Urgeschichte des eigenen Volkes nicht nehmen lassen und beharrte bei ihrem Berosus.“ (Dannbauer, a. a. O., 23.) — Vgl. auch P. H. Stemmermann, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung, 1934, S. 10, 24, Anm. 1, 27.

3. H. Dannbauer, a. a. O., 5.

Heinrich, Zschackwitz bringen —, selber glaubt man längst nicht mehr daran; vielmehr begnügt man sich mit der bereits von Tacitus geäußerten Vermutung, daß die Germanen Ureinwohner ihres Landes seien, nicht von außen eingewandert —, höchstens daß sie vor undenklich ferner Zeit einmal aus Asien gekommen, in dem man nach wie vor die Wiege aller Menschheit sieht.⁴ Aber „es würde Thorheit seyn, gerade den Punct in Asien bestimmen zu wollen, aus welchem dieses oder jenes Volk herstammt. Einen solchen Punct gibt es eigentlich gar nicht, wenn man anders den gehörigen Begriff mit der Verbreitung der ersten Völkerschaften verbindet ...“⁵ Soweit Johann Christoph Adelung, doch schon Mascov hatte dies erkannt, wenn er zur Ursprungsfrage schrieb: „Durch was für Wege und unter wessen Anführung die Teutschen zuerst in das Land gekommen, so von ihnen den Namen behalten, ist eben so schwer auszumachen, als ihnen einen gewissen Stammvater unter Noahs Söhnen anzuweisen. Was Tacitus von ihren eigenen Erzählungen aufgezeichnet — Mascov denkt hier an die Mannus-Sage —, ist dunkel und fabelhaft und zeigt genugsam, wie schlechte Historici sie gewesen ... Auch die älteren griechischen Historiker helfen hier nicht weiter, denn bei ihnen stecken ja „die Teutschen Völker theils unter dem Namen der Scythen, theils unter dem Namen der Celten verborgen: Unter beyden aber werden zugleich so viel andere ganz abgesonderte Nationen begriffen, daß man es nicht wagen darf, was man von Scythen und Celten findet, auf die Teutschen zu ziehen, wenn nicht die übrigen Zustände solches zu erfordern scheinen.“⁶ Sichere Kunde hebt erst mit den Römern an, und der erste Vorgang, der sich schon in ihrem Lichte abspielt, ist der Zug der Cimbern und Teutonen; er steht deshalb bei Mascov wie bei Büna u am Anfange der eigenen Erzählung.⁷

Mascov und Büna u sind die frühen Gipfel jener Reichshistorienschreibung, mit welcher unsere Wissenschaft im 18. Jahrhundert einsetzt, aber auch die vielen schwächeren Vertreter und

4. Vgl. z. B. Zimmermann, a. a. O. I, 114 f. — Heinrich, Teutsche Reichsgeschichte I, 24. — Adelung, a. a. O., 12.

5. Adelung, a. a. O., 13.

6. Mascov, a. a. O. I, 2.

7. Vgl. Büna u, a. a. O., Vorrede zum I. Teil.

Epigonen dieser Richtung fallen kaum mehr in die Fehler der älteren Historiker zurück, wenn sie von Urheimat und Herkunft des deutschen Volkes handeln; wenigstens in diesem Punkte sind sie ihren Führern also ebenbürtig. So lesen wir bei Häberlin: „Die Deutschen müssen eben so, wie andere Völker, alsbald auf die ersten Thaten zurücke gehen, und ihren Ursprung der Vergessenheit überlassen. Es hat zwar der stolze menschliche Verstand, der ohnedem nur zu unnützen Sachen gebohren zu seyn scheint, kühne Versuche gewagt und in der Finsternis einige Strahlen des Lichts entdecken wollen, allein diese Versuche haben sich mitten in der Dunkelheit verloren und nur die Fabel zum Vorschein gebracht . . . Die Geschichte verwirft das Nachdenken des Philosophen und redet nur aus Denkmählern.“⁸ Ähnlich hält auch Heinrich alle Bemühungen um das Problem für völlig sinn- und nutzlos, zudem für gar nicht dringlich, womit er eine Anschauung vertritt, die in Anbetracht des Wissensstandes jener Zeit die einzig angemessene für ernste Forschung darstellt. Beim Studium des einschlägigen Schrifttums mußte er erfahren, „daß wir mit allen diesen mühsamen Arbeiten und sehr verwegenen Voraussetzungen nicht um einen Schritt weiter gekommen sind“; so bekennt er denn, nachdem er sie ausführlich referiert hat: „Wir wollen daher unsere Geschichte nicht mehr mit griechischen Celten und Scythen, noch mit mosaischen Japhetiten verunstalten, sondern richtiger sagen: die Germanier, deren Geschichte sich nicht früher als 113 Jahr vor Chr. Geb., mit dem cimbrischen Kriege, anfängt, sind die Urbewohner von Teutschland oder eigentliche Stammvölker, deren ursprüngliche Abkunft und Einwanderung unbekannt ist und vermuthlich immer unbekannt bleiben wird . . .“¹⁰

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch die großen Göttinger nichts mehr von den alten Fabeln wissen wollen, verkörpern

8. Zitiert nach Th. Bieder, Geschichte der Germanenforschung I (1921), 85. Es sind danach die „Anfangsworte der von Häberlin hgg. Neuen Historie, I. Band (1767), welche im Rahmen der 'Allgemeinen Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engelland ausgefertigt' erschien.“

9. Heinrich, Teutsche Reichsgeschichte I, 10.

10. Heinrich, Teutsche Reichsgeschichte I, 24. Ganz ähnlich äußert er sich im „Handbuch der teutschen Reichsgeschichte“, 16.

sie im Rahmen der deutschen Aufklärungshistorik doch deren ausgereifteste, methodisch bestgesicherte Erkenntnis. Vor allem Sch l ö z e r s „Allgemeine Nordische Geschichte“ müssen wir an dieser Stelle nennen; schon Heinrich hat es ausgesprochen, daß ihr und Bayers Schrift¹¹ das Hauptverdienst gebühre, wenn endlich „dem scythischen und celtischen Unfug gesteuert“ worden sei, „dessen Ursprung und Beschaffenheit schon aus dem Strabo hätten bekannt seyn können“.¹² Möglich, daß Heinrich die vorhin zitierten Worte nur hieraus abgeschrieben hat — noch in einem anderen Punkte werden wir seine Abhängigkeit von dem Göttinger erweisen¹³ —; die Übereinstimmung ist jedenfalls ganz unverkennbar: „... Also .. kein Wort mehr von Mose in unserer Nordischen Geschichte! ... Aber auch kein Wort mehr von Celten, Scythen, Celto-Scythen und Sarmaten. Dies sind lauter Lieblingswörter der tiefen Unwissenheit der Alten in der Kosmographie. Endlich auch Gomerier und Magogiten sollen unsere Nordische älteste Geschichte nicht mehr verunstalten. Diese Namen .. mögen künftig dem Pezron¹⁴ ihrem Erfinder, den Englischen Verfassern der allgemeinen Welthistorie und unsern Deutschen mechanischen Auszugsmachern aus dieser Welthistorie¹⁵ eigen bleiben; sie sind ein Product alles dessen, was Griechen und Römer unkluges von Celten und Scythen gefabelt haben, verbunden mit der dreistesten Verdrehung und willkührlichsten Auslegung der Mosaischen Nachrichten vom Ursprunge der Völker.“¹⁶

Die bisher besprochenen Historiker gehörten sämtlich der Oberschicht des Faches an, seinen kritisch-eigenschöpferischen Kräften, um die es in unserer Arbeit ja vorzugsweise geht; wie wir sahen, lehnen diese Köpfe jene alten Ursprungsfabeln durchaus ab. Anders ihre „Hintersassen“ aus der Unterschicht des Faches: Der

11. B a y e r, De origine et priscis sedibus Scytharum. — (Zitiert nach Heinrich, Teutsche Reichsgeschichte I, 23.)

12. H e i n r i c h, Teutsche Reichsgeschichte I, 23.

13. Vgl. S. 122 f. dieser Arbeit.

14. P. P e z r o n, Antiquités des Celtes, Paris 1703.

15. Gemeint ist die Allgemeine Weltgeschichte von Guthrie und Gray, die der Göttinger Philologe Heyne 1765 ff. ins Deutsche übersetzte, zusammen mit Ritter und Schröckh.

16. S c h l ö z e r, Allgemeine Nordische Geschichte, 288 ff.

„berüchtigte“¹⁷ Berosus ist im 18. Jahrhundert zwar auch in diesen Kreisen abgetan; dennoch fährt man damit fort, die Urgeschichte der Germanen möglichst bis zur Sintflut zu verfolgen und sie mit hochberühmten Namen besonders aus der biblischen Erzählung zu verbrämen. Noch immer kann man sich in diesem Schrifttum streiten, welcher von Noahs Söhnen oder Enkeln Germanien bevölkert habe, ob Ascenaz, Japhet oder Gomer,¹⁸ denn „die mosaische Geschichte ist doch wirklich noch bis auf diesen Tag die ehrwürdigste und einzige Urkunde des Menschengeschlechts, welche über das Werden der Völker einiges Licht verbreitet“.¹⁹ Auch die Skythen sind hier noch nicht ausgestorben; Zschackwitz hält sie für das Stammvolk der Phönizier, Kelten, Cimbern usw., deren aller Sprachen „nur Töchter von der Teutschen ihrer vormahligen Sprache seyn, die in der That keine andere als die uralt Scythische Sprache gewesen“:²⁰ „Nulla est fere gens Europe nec Asiae, quin a Septemtrione promanaverit; Scythia igitur omnes fere gentes evomuit, cum linguis suis . . .“.²¹

Wir brauchen uns nur an die erstzitierten Äußerungen zu erinnern, um es zu erkennen, daß sich in den letztgenannten Worten eine schon damals überholte Stufe historischen Bemühens spiegelt, die keineswegs mehr allgemeiner Anschauung entspricht. Nicht nur die gelehrte Zunft hat solche Atavismen abgelehnt, auch die historisch interessierte Laienwelt rückt nun von ihnen ab, zumindest in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. In der Königsgeburtstagsrede, die der preußische Minister Graf von Hertzberg 1783 vor der Berliner Akademie gehalten hat, heißt es u. ä.: „ . . . Je ne veux pas étaler une érudition inutile (!) pour discuter d'après nos historiens et antiquaires des deux derniers siècles, tels que Lazius, Praetorius, Rudbeck, Cluvier, Eccard et nombre d'autres, si nos premiers ancêtres sont venus de la Scythie, de l'Arménie ou de l'Assyrie; si nous sommes des descendants de Noé, de Japhet, d'Ascenas ou

17. Tittel, a. a. O., 67.

18. Vgl. z. B. Joh. David Koelerus, *De origine Germanorum ab Ascenaze*, 1719.

19. Tittel, a. a. O. 59 f.

20. Zschackwitz, a. a. O., 7 f., vgl. auch 43 ff.

21. Zitiert nach Zschackwitz, a. a. O., 56 aus Salmasius, *De lingua Hellenistica*, p. II, c. 2.

de Thogarma . . . La simple lecture de Tacite suffira pour constater l'ancienne tradition et opinion des Teutons, que ces Germains ou Teutons étoient une nation aborigène et indigène.“²²

2. Germanische Religion und Germanenmission.

Die Einstellung der „aufgeklärten“ Geschichtswissenschaft zum heidnisch-germanischen Väterglauben und zur Germanenmission wird nur vor dem Hintergrunde ihrer eigenen Religiosität verständlich und wenn man ihr Verhältnis zum Christentum bedenkt. Zwar ist hier nicht der Ort, näher auf diese Rahmenfragen einzugehen, doch mögen einige Andeutungen immerhin zum besseren Verständnis des Folgenden beizutragen suchen.

Namentlich das mehr populär gehaltene geistesgeschichtliche Schrifttum überhört noch oft die transzendenten Untertöne, die auch im Zeitalter der Aufklärung die geistige Haltung unserer Bildungsschicht beleben; ganz zu Unrecht faßt diese Anschauung das Weltbild des aufgeklärten Menschen immer als einzig von der ratio gestaltet auf. Demgegenüber hat schon Felix Günther in der Geschichtsauffassung des Rationalismus „starke Spuren einer spezifisch christlichen Weltanschauung“ festgestellt und sie überraschen ihn an diesem Platze umso weniger, als ja auch die Leibniz-Wolff'sche Philosophie, in der diese Gesichtssicht letztlich wurzelt, eine endgültige Auseinandersetzung mit dem Christentum vermied.¹ Entsprechend hat auch Günther Müller darauf hingewiesen, daß neben dem Rationalismus „noch andere Mächte das Zeitalter zeitigen helfen“, „daß der Rationalismus nur ein Kraftfeld der Aufklärung im Epochensinne darstellt, daß die Empfindsamkeit, der sich säkularisierende Pietismus eine gewiß ebenso bedeutende Rolle spielt“, und „gleichgeordnet neben dem Rationalismus in der Gegenwartszeichnung der Oberschicht erscheint“. Erst der Kampf der Romantiker gegen einige Aufklärungsrationaleisten ihrer eigenen Umgebung habe uns die irrationale Komponente des Aufklärungscharakters nachträglich verschleiert, aber schließlich

22. Huit Dissertations, que M. le Comte de Hertzberg . . . a lues dans les assemblées publiques de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Berlin . . ., Berlin 1787, p. 122. — Vgl. S. 114 f. dieser Arbeit.

1. Felix Günther, Die Wissenschaft vom Menschen, 1907, S. 187.

hatten es die Romantiker in den Voß und ihrem Kreise ja nicht mehr mit schöpferischen, ursprungsnahen Vertretern echter aufgeklärter Geistigkeit zu tun, sondern mit verarmten und verengten Spätlingen, „die eine damals überholte Stufe des Rationalismus für die empfangenden Schichten der mittleren Bildung darstellten“.²

Nachdem Tittel mit merklichem Abscheu den „sinnlichen“ Himmel der Germanen geschildert hat, wo diese „Krieger und rohen Menschen“ „sich mit Spek und starkem, kräftigem Bier mit Oehl recht voll und satt zu essen und zu trinken hofen“, preist er begeistert „Christusreligion, die so viel heilige Wahrheiten von den Schlaken des Heidenthums gesondert und gereinigt: welch eine Wohlthat fürs Menschengeschlecht!“³ Ebenso lobt auch der nüchtern-sachliche Gatterer, das Haupt der Göttinger Schule, mit Wärme die Lehrsätze und Sittenlehren dieser Religion als „vortreflich und gemeinnützlich“, denn sie „trugen erstaunlich viel zur Verfeinerung des menschlichen Geschlechts bey“.⁴ Steeb verwirft, sehr bezeichnend, alle Eingriffe der Europäer in das Leben der rezenten Primitiven, ausgenommen einzig die christliche Mission, denn „es ist gar nicht zu leugnen, daß diese Völker, die Religion ausgenommen, glücklicher gewesen wären, wenn wir niemals zu ihnen gekommen“.⁵ Zimmermann weist erfreut auf gewisse Übereinstimmungen zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und biblischer Lehre hin, gültige Beweise für die „Ordnung und Weisheit des Schöpfers“, und voller Unwillen rückt er von denjenigen Schriftstellern ab, „welche durch Aussichten über die Natur der würdigsten Religion Eintracht zu thun wünschen“, während er auch in der Wissenschaft „gerade ihre Beförderung sucht“. „Allein auf der anderen Seite verlange man nicht von mir, daß ich, in solchen allgemeinen Betrachtungen des philosophischen Theils der Naturhistorie, die Bibel als ein Buch ansehen soll, woraus sich das System der Naturlehre erklären müßte ...“⁶ Der Zwickauer Prediger Weller möchte die alten Deutschen unter dem Eindruck

2. Aus Günther Müllers Aufsatz über das „Aufklärungszeitalter“, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft VI (1931), 82 ff.

3. Tittel, a. a. O. 27.

4. Gatterer, a. a. O. 17.

5. Steeb, a. a. O. 46.

6. Zimmermann, a. a. O., Vorrede zum 1. Band.

der deutsch-persischen Sprachverwandtschaft lieber von Sem als von Japhet ableiten, wie man bislang meist getan: So rückten wir doch zugleich „nahe an das gesegnete Geschlecht, welches Gott vor anderen erwählet hat“!⁷ Bei Pastor F e i n geht die pietistische Bindung so weit, daß er auch die römische Überbleibsel seiner nordwestdeutschen Heimat über ihren geschichtlichen Wert hinaus „desto betrachtungswürdiger“ findet, „weil sie sich von den Zeiten her schreiben, da der Erlöser des menschlichen Geschlechts auf der Erde wohnte“.⁸ Ja selbst ein so ausgesprochener Repräsentant aufgeklärter Denkart wie der oftmals schon fast platte Gottfried S c h ü t z e steht durchaus auf dem Boden christlichen Offenbarungsglaubens, allerdings ohne erkenntliche konfessionelle Bindung. Seine Gottesvorstellung ist in ihrer abstrakten Blässe zwar charakteristisch für die süßlich-kraftlose Religiosität der Zeit, doch kämpft er trotzdem ganz entschieden gegen die zeitgenössische Freidenkerei, deren esprits forts „sich eine Ehre daraus machen, wider die gute Sache der Religion ihre Waffe zu schärfen“. Er empfindet das schändliche Treiben dieser „ausgearteten Menschen“ als einen häßlichen Fleck auf dem Bilde des „erleuchteten Jahrhunderts“; nicht einmal die Wirklichkeit der Engel mag er mit diesem „argen Geschlecht“ „auf gut sadducäisch leugnen“.⁹

Auf den ersten Blick könnte das von der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts gezeichnete Bild des alten Glaubens leicht arg widerspruchsvoll und verworren scheinen; bei näherem Zusehen erkennt man aber, daß auch seine eigenwilligsten Züge ideengeschichtlich wohl begründet sind. Eine dieser Grundlagen, auf denen die rationalistische Konzeption des heidnischen Väterglaubens ruht und von denen her sie nur verstanden werden kann, haben wir soeben angedeutet: es sind dies die tief in den Rationalismus hinein fort dauernden Bindungen der wissenschaftlichen und nicht zuletzt der historischen Arbeit an christliche Lehre und Weltanschauung. Eine zweite Voraussetzung, aus der die nachfolgenden Zitate beurteilt werden wollen, liegt in dem beschlossenen, was wir

7. W e l l e r, Beweis, daß die Deutschen nicht von den Scythen abstammen, 245.

8. „Sammlung der Preiss- und einiger anderen Schrifften ...“ der Berliner Akademie, 1750, S. 69.

9. S c h ü t z e, a. a. O. I, 179 ff., 196.

gern als das optimistische Lebensgefühl der Aufklärung bezeichnen, liegt in ihrem naiven Bildungsstolz, für den alle Vergangenheit nur Vorbereitung ist und Stufe zu der stolzen Höhe, die man endlich selbst erklommen. Dilthey hat gezeigt, daß die damit seiner geschichtlichen Erkenntnis aufgestellte Schranke uns noch keineswegs berechtigt, das ganz Jahrhundert kurzerhand als „unhistorisch“ abzutun, wie es doch lange Zeit geschah. Vielmehr hat diese Aufklärung eine ganz „neue Auffassung der Geschichte“ hervorgebracht, die „aus der empirischen Betrachtung selber geschöpft war“ und die erstmals auch „eine wissenschaftliche Verbindung der Naturerkenntnis mit der Geschichte“ ermöglichte (Idee der Evolution).¹⁰ Freilich, historisch in dem Sinne, daß sie fremde Epochen und Kulturen nach ihrer eigenen Gesetzlichkeit bewertet und gemessen hätte, war die Aufklärung gewiß nicht: dies zeigt sich uns auch vor ihrem Bilde der germanischen Religion, das wir nunmehr betrachten wollen. Dem Gedankengang dieser Einleitung entsprechend, befassen wir uns dabei zunächst mit jenen Zeugnissen, die mir ein Ausdruck der christlichen Verankerung dieser Geschichtsschreibung zu sein scheinen.

Ebenso wie Cluver und Arnkiel einst die germanische Religion der christlichen angeglichen hatten, so will man auch jetzt wieder das peinlich empfundene Heidentum der verehrten Verfahren wenigstens dadurch erträglicher gestalten, daß man in ihrem Gedankengute und in ihrem Brauchtum allerlei Entsprechungen zu christlichen Ideen aufdeckt. Freilich bleibt diese Tendenz im Aufklärungszeitalter deutlich auf die historiographische „Unterschicht“ beschränkt und das ist bezeichnend: Ein Masco v oder Büna u halten sich ihr ebenso weit fern, wie wenige Jahre vorher der Mauriner Montfaucon¹¹ und wie später dann die großen Göttinger.

10. Vgl. Wilhelm Dilthey, Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt. Ges. Schriften III (1927), 209 ff.

11. Bernard de Montfaucon, L'antiquité expliquée et représentée en figures, 1719 tut Cluvers Behauptung, „priscos Germanos unum, verum, aeternum Deum in trinitate coluisse“, mit einer Handbewegung ab: „Cela ne mérite pas d'être refuté“. — Vgl. Stemmermann, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung, 1934, 116; über Cluver und Arnkiel ebendort 45, 86.

Obgleich Schütze an einer anderen Stelle den Grundsatz ausgesprochen hat, daß „wir uns mit unseren Gedanken in das Alterthum selbst versetzen“ müssen, sollen unsere „Vorstellungen, die wir uns von der Religion unserer Väter machen wollen, nicht schwankend seyn“, ¹² so kann er sich angesichts der eddischen Nachrichten vom „Bestreiter der Midgardischen Schlange“ doch „des unschuldigen Gedankens nicht erwehren, daß in der nordischen Mythologie, mehr als in irgend einer anderen, einige nicht ganz unkenntliche, und vielleicht auf mündliche Überlieferungen gegründete Anspielungen auf den Messias anzutreffen sind“. ¹³ Er darf sich dabei außer auf Cluver und Arnkiel, die er beide zitiert, auch auf den dänischen Bischof und Kirchengeschichtsschreiber Pontoppidan u. a. ¹⁴ berufen, wo überall „der Glaubensartikel der heydnischen Dännemarker von dreyen Prinzipalgötzen Othin, Thor und Freya, darunter etwa das hochheilige Geheimniß der Dreyeinigkeit verborgen liegen mögte“, im christlichen Sinne ausgelegt wird. ¹⁵

Ähnlich wie bei Schütze fallen leider auch bei Zschackwitz Theorie und Praxis sehr weit auseinander: „Inmittelst ist es allerdings an dem, daß der sogenannten Heyden ihre Theologie, und deren principia theologica und Religionis wir fast durchgängig nach unsern principiis abmessen; welches aber gewiß sehr falsch, indem man jede Religion nach ihren Gründen und Grundsätzen einsehen und betrachten muß: weil aber dieses von den wenigsten geschieht, so rühren eben von daher so viele falsche und der Sache selbst schnur-stracks zuentgegen laufende Beurtheilungen“. Dieser

12. Schütze, a. a. O. I, 72.

13. Schütze, a. a. O. I, 369 ff.

14. Z. B. auch auf den Franzosen Mallet, der sich „die Verehrer der geoffenbarten Religion“ dadurch verpflichtet habe, daß er „diejenigen Stellen der Schrift gesammelt hat, durch welche verschiedene Punkte der Lehre, so wie sie in der Edda vorgetragen sind, gleichsam geheiligt werden“ (Schütze, a. a. O., I, 339). — Gemeint ist Malléts 1756 zu Kopenhagen erschienene „Introduction à l'histoire de Danemarck“ nebst dem dazugehörigen Supplément: „Monumens de la Mythologie et de la Poesie des Celtes et particulièrement des Anciens Scandinaves“. Beide erschienen 1765 zu Rostock und Greifswald auch in deutscher Übersetzung, mit einer Vorrede von Gottfried Schütze.

15. Schütze, a. a. O., I, 370.

lobenswerten Einsicht ungeachtet, schreibt aber auch er den „vormahligen Teutschen“ nicht nur „umbra quaedam von dem grossen Geheimniss der Hochheiligen Dreyeinigkeit“ zu, sondern er dichtet ihnen sogar einen ursprünglichen Monotheismus an, aus dem sie erst später in die uns aus den Schriftstellern geläufige Vielgötterei verfallen seien.¹⁶ Derselben Ansicht begegnen wir auch bei dem „D e u t s c h e n“, dem es erweislich scheint, „daß die Deutschen sowohl als die übrigen Celten, in den frühesten Zeiten, die unsere Wissbegierde erreichen kann, ein einiges göttliches Wesen erkannten und verehrten“.¹⁷ W e l l e r meint von seinen alten Deutschen, daß sie allem Anschein nach sogar „von der Auferstehung der Todten einen Begriff gehabt“. Zum Beweise dessen zitiert er Appian, um dann fortzufahren: „Wie nahe kömmt dieser Gedanken von der Auferstehung der Lehre, welche den Griechen so ungereimt vorkam, und die uns bey unserm allerheiligsten Glauben die Offenbarung lehrt!“¹⁸

Diese Zitate ließen sich leicht um weitere Belege vermehren, doch dürften sie bereits genügen, die große Linie aufzuweisen, die von Cluver über die Aufklärung bis zu den Romantikern führt, deren einer, Christian Karl B a r t h, angesichts der Dreiheit des göttlichen Wesens in den Mysterien schon des germanischen „Urstamms“ begreift, „wie Christenthum teutsche Urreligion heissen könne“.¹⁹ Aber die Übereinstimmung zwischen dem Vorzeitbilde der Romantik und dieser älteren „Unterschicht“ geht ja noch weiter:

Schon Z s c h a c k w i t z hatte, germanischen Monotheismus zu beweisen, die These aufgestellt, daß die zahlreichen Götternamen der Überlieferung „nur blosse Nahmen der göttlichen Wirkungen“ seien, „sintemahl sie (die Teutschen) die Gottheit selber Teut oder Teutates zu nennen pflegten“.²⁰ Ganz ähnlich denkt sich später der „D e u t s c h e“ die Vielzahl der germanischen Gottheiten dadurch entstanden, daß man zwar auch im jüngeren Heidentum noch an Alfader als den ewigen, unerschaffenen und einigen Gott geglaubt, der „alles gemacht habe und seine Schöpfung

16. Zschackwitz, a. a. O., 188, 168, 156 ff.

17. „Der Deutsche“, VI, 272 f.

18. Weller, Etwas vom Lobe der Deutschen, 238.

19. Barth, a. a. O., 507.

20. Zschackwitz, a. a. O. 156 ff.

regiere und erhalte“, „allein zu diesem Glauben setzte man den Aterglauben hinzu, daß er es nicht unmittelbar thue, sondern dazu eine Menge von Untergottheiten gebrauche, die ihren Ursprung aus ihm hätten, oder, wenn man lieber will, Ausflüsse seines Wesens wären. Diese personificirten göttlichen Kräfte und Eigenschaften sind es, welche den Stoff zur Vielgötterey gaben, indem man mit der Zeit anfieng, ihnen göttliche Ehre zu erweisen, und den Alfader für eine müssige Gottheit zu halten, der, zu gross, um an den alltäglichen Begebenheiten in der Natur und unter den Menschen Theil zu nehmen, in seinem Himmelreich ganz ruhig sitze; von dannen er aber dermaleinst kommen, und mit aller Herrlichkeit eines höchsten Gottes hervortreten würde, Gericht . . . über alles, was Oden hat, zu halten, und einen neuen Himmel und Erde hervorzubringen . . .“²¹

Diese natürlich wieder ganz vom Christentum bestimmte Auffassung des „Deutschen“ über die Entstehung der nordischen Vielgötterei aus anfänglichem Eingottglauben klingt nun aber bis in die sprachliche Formulierung hinein mit *Mone's* romantischer Lehre vom deus in statu abscondito zusammen, denn auch dort werden die einzelnen Gottheiten des nordeuropäischen Heidentums — außer den germanischen also auch die finnischen, slawischen und keltischen — lediglich als verschiedene Emanationen des ursprünglichen und ewigen, aber im Verborgenen wirkenden Schöpfergottes angesehen, als theilhafte Verkörperungen seiner vielfältigen Eigenschaften.²² *Mone* konnte auf diese Weise den Abstand der

21. „Der Deutsche“, VI, 276 f.

22. Vgl. Franz Joseph *Mone*, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa I (1822), z. B. 315 ff., 453, 464. — Letzten Endes ist diese Auffassung schon in der antiken Spekulation vorgebildet. *Tittel*, der sie im 18. Jahrhundert ebenfalls vertritt, ist sich dieses ihres Ursprungs wohl bewußt: „Ausflüsse, Abdrücke und Wirkungen irgend einer höhern, göttlichen Kraft dichtete man (im heidnischen Altertum) selbst zu göttlichen Wesen. Dichter trugen hierzu das ihrige bei, indem sie gewisse Eigenschaften personificirten, unter allerlei Bildern anschaulich machten, und noch mit einem Schwall fabelhafter Erzählungen überkleideten. So deducirt auch Cicero die Progression des vergötternden Aberglaubens“, in *Nat. Deor.*, lib. II (*Tittel*, a. a. O., 19).

Am breitesten wird die Idee vom allmählichen Verfall der altgermanischen Religion bei *Schütze* vorgetragen, wo das Heidentum der Spätzeit, d. h. der Bekehrungszeit, sogar mit dem Spinozismus verglichen wird, „in welchen

vorchristlichen Glaubensmeinungen vom Christentum auf ein Mindestmaß, das dann erträglich, einengen und die den Romantikern so beneidenswert unproblematische Synthese germanisch-heidnischen Ideenguts mit christlicher Gesinnung auch geschichtlich unterbauen. Auch der Konzeption des „Deutschen“ dürfte diese Absicht bewußt oder unbewußt zugrundeliegen. Denn da dieser unterschichtliche Rationalismus ja keineswegs mit dem Christentum gebrochen hatte, so empfand man das Heidentum der Voreltern bei aller Liebe zu ihnen eben doch recht peinlich, als eine Schranke auf dem Wege ihrer geistigen Aneignung, über die man nicht so leicht hinwegkam: „Unsre Väter wandelten in der düstern Nacht des Heidenthums . . .“, heißt es bedauernd bei demselben Patrioten.²³

Besonders ärgerlich, ja anstößig, müssen diesen auch das Heidentum mit christlichen Begriffen messenden Historikern naturgemäß die Opfer sein, die von dem alten Väterglauben nun einmal nicht zu trennen sind. Eine frühere Zeit hatte sie wohl gar geleugnet, um das leuchtende Bild der Alten nicht durch das Eingeständnis solcher Schattenseiten zu verdunkeln,²⁴ und auch jetzt noch unternimmt man ab und an diesen Versuch —, erst die Romantik hat dergleichen dann entschieden abgelehnt.²⁵ Im allgemeinen fügt man sich aber in unserem Jahrhundert ins Unabänderliche und gibt betrübt den „Schandfleck“ zu, der nicht mehr wegzuwischen und zu tilgen ist, denn „Tacitus redet zu deutlich davon“.²⁶ Schließlich

der Naturalismus und Pelagianismus künstlich hineingeflochten worden ist“ (Schütze, a. a. O., I, 72 f.). — Über das Verfallsschema in der pietistischen Kirchengeschichtsschreibung allgemein vgl. Erich Seeberg, Gottfried Arnold, Die Wissenschaft und die Mystik seiner Zeit, 1923.

23. „Der Deutsche“, II, 328.

24. Z. B. der Humanist A v e n t i n, Baier. Chron. (Sämtl. Werke IV, 77). — Zitiert nach Heinz D a n n e n b a u e r, Germanisches Altertum und deutsche Geschichtswissenschaft, 1935, 25.

25. Vgl. M o n e s Kritik zu C a m b r y, Monumens celtiques, Paris 1805: „Ich begreife nicht, warum C. S. 59 ff. mit so eindringlichen Redensarten behauptet, die Druiden hätten keine Menschen geopfert Einsweilen glaube ich noch den Alten, bis Cambry bessere Gegengründe vorbringt, als die Meinungen französischer Schriftsteller, die der Nationalstolz zu geschichtlichen Unwahrheiten verleitet“ (Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, II (1823), 400).

26. T i t t e l, a. a. O. 22 f.

hebt sich ja das Christentum nur umso strahlender von diesem blutbefleckten Hintergrunde ab und nicht nur das Christentum, sondern ganz besonders noch die „neuere Aufklärung“, der man mit ihrer „Naturlehre und Naturwissenschaft allein den Untergang des Aberglaubens zu verdanken“ hat.²⁷

Orthodoxe Befangenheit und selbstgerechter Bildungsstolz bestimmen also zu gleichen Teilen das „aufgeklärte“ Bild der völkischen Vergangenheit. Bisher haben wir uns immer nur die Wirkung zu verdeutlichen gesucht, welche von der ersten Komponente ausgeht; die folgenden Zitate mögen den Ring auch auf der anderen Seite schließen, indem sie uns die Einschätzung des Heidentums vom Standpunkte spezifisch aufgeklärter Geistigkeit beleuchten.

Im Vordergrund dieses zweiten Bildes steht das schlecht verborgene Entsetzen vor den „superstitiösen“ Greueln dieser Heiden, die in anderen Dingen doch „Spuren genug eines natürlich-guten und gesunden Verstandes“ offenbart haben. „Sobald man aber ihre Religion und Begriffe über Dinge, die über die Empfindungen und Gefühle erhaben sind, betrachtet, kommen sie einem vor, wie der Löwe, dem die Augen verbunden, oder gar ausgestochen sind“:²⁸ „Wie viel scheinbarer Widerspruch nicht oft in einem Charakter!“²⁹ Wenn irgendwo, so treffen sich die Historiker der deutschen Aufklärung in diesem Punkte — in der Verurteilung des alten Aberglaubens — mit ihren französischen³⁰ und englischen³¹

27. Adelung, a. a. O. 306 f.

28. Schmidt, a. a. O., 40, 63 f.

29. Tittel, a. a. O., 43.

30. Vgl. außer Bodin, de Brosses u. a. z. B. de la Bletterie-Pfeil (Übers.), Das Leben Julians, I, 40: „Die heydnische Religion war ein Mischmasch von Hirngespinnsten, die sich zufälliger Weise aus dem Aberwitz des menschlichen Verstandes entsponnen, und deren Ursprung an allen Orten nicht einerley gewesen. Überhaupt hatte die Liebe zu dem Sinnlichen den ersten Grund dazu gelegt.“ — Zit. nach Schütze, a. a. O., I, 207.

31. Vgl. außer David Hume u. a. z. B. Turner, History of the Anglo-saxons, London 1820 (3. edit.) I, 546 f.: „Idolatrours Nations are eminently superstitious. The proneness of mankind to search into futurity attempts its gratification, in the aeras of ignorance, by the fallacious use of auguries, lots and omens. All the German nations were addicted to these absurdities.

Genossen und kaum ein anderes Motiv aus ihren Schriften klingt auch so laut und lange in den Schichten der empfangenden Bildung nach.³² Denn dem „Aberglauben“ sagte diese fühl- und seelenlose Vernunftreligion ja Kampf an, wo immer sie in Altertum und Gegenwart ihn antrifft. Schütze faßt seine erbauliche Betrachtung über unseren Gegenstand zum Schlusse in dem Wunsch zusammen, daß doch endlich alle „Deutschen, die sich mit dem Namen der Christen brüsten, allen alten Sauerteig der groben und subtilen Abgötterey ausfegen, und den einigen wahren Gott mit reinem Herzen verehren mögen“!³³

Endlich muß in diesem Zusammenhange noch einer Idee gedacht werden, die als Baugedanke und Gestaltungselement in vielen „aufgeklärten“ Würdigungen des alten Väterglaubens und heidnischer Religionen überhaupt eine große Rolle spielt: ich meine das euhemeristische Prinzip. Auch dieses Motiv klingt „unterschiedlich“ noch lange fort. In der sogenannten Ura-Linda-Chronik, jener in unseren Tagen zu traurig-kurzem Ruhm gelangten Fälschung aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts,³⁴ begegnet es auf Schritt und Tritt, und bezeichnenderweise ist es hier wie dort namentlich selbstsüchtige Priesterlist, die den Menschen zum Gott erhoben hat.³⁵ Odin ist für den gelehrten friesischen Fälscher ursprünglich ein König gewesen; bei uns erscheint er als „berühmter Held aus Scythien oder Asien“, als „sieghafter Bezwinger des Nordens“.³⁶ Ähnlich hält Schütze mit Wasserbach³⁷ und

Magic, the favourite delusion of ignorant man, the invention of his malignity, or the resort of his imbecillity, prevailed among the Anglosaxons . . .“

Der Romantiker Mone, nach dem hier zitiert wird, nennt diese Äußerungen „ächt englisch“ und meint, hier sei „immer von der Schlechtigkeit des jetzigen Pöbels auf die der Vorwelt geschlossen und das durch Menschen herbeigeführte Verderbniß einer Sache dieser selbst zur Last gelegt“ (Gesch. d. Heidenthums im nördlichen Europa, II, 94 f.).

32. Vgl. z.B. Delius, Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste, 1802, worin auch eine Abhandlung über die Religion der alten Deutschen enthalten ist: VI, 245 ff.

33. Schütze, a. a. O., I, 64.

34. Vgl. Herman Wirth, Die Ura-Linda-Chronik, 1934.

35. Vgl. Arthur Hübner, Herman Wirth und die Ura-Linda-Chronik, 1934, 15.

36. Tittel, a. a. O., 21. — Vgl. Maslov, a. a. O., 48.

anderen auch die Irmensul, den „Abgott der Sachsen“, ³⁸ für ein altes „Siegeszeichen, das dem Andenken des unvergleichlichen Helden Arminius gewidmet worden“ sei; „blos die Unwissenheit des abergläubischen Pöbels ist schuld daran gewesen, dass in den späteren Zeiten aus diesem Siegeszeichen ein unächter Götze gebildet worden ist“. ³⁹ — Ebenso denkt sich Schütze den Sondershäuser „Püsterich“, das thüringische Gegenstück zur Irmensul, erst durch die List der „heydnischen Pfaffen“ entstanden, die „mit diesem Bilde ihren Betrug getrieben haben“. ⁴⁰

Im allgemeinen ist aber für diese Krodo, Flins, Püster und wie die Scheingötzen alle heißen, im Rahmen unserer aufklärungszeitlichen Frühgeschichtsschreibung von überlokaler, allgemeinerer Bedeutung — und nur mit dieser haben wir es hier zu tun — kein Raum mehr: „Das gänzliche Stillschweigen des Alterthums macht ihre Wirklichkeit verdächtig. . . . Es sind Namen, die in den mittleren Zeiten, als der Hang zu fabelhaften Legenden nicht mehr zweydeutig war, von den müssigen Mönchen in ihren Cellen ausgebrütet worden sind. Der Betrug ist gar zu offenbar . . .“. ⁴¹ Die

37. Vgl. E. C. Wasserbach, *De statua illustri Harminii, Liberatoris Germaniae, vulgo Hiemensul*. 1698, p. 52: „Qui . . . sese claros apud homines effecerant, statuis honorabantur, quem honorem superstitiosa quaedam adulatio aut inconsulta simplicitas in religionem vertit. Hoc quoque fatum videtur Irmensulae nostrae fuisse. Illa primum retulit Harminium, eiusque memoriam ad aemulationem posteris conservare debuit. Illi vero, quum tempus memoriam illius paullo obscurasset, ex Harminii columna fecerunt deum seu idolum.“

38. Tittel, a. a. O. 21.

39. Schütze, a. a. O. I, 36 f.

40. Schütze, a. a. O., I, 41 f., wo die ältere Literatur über dieses vermeintliche Götzenbild vollständig ausgebreitet wird.

41. Schütze, a. a. O., I, 51. — Pfefferkorn in den *Thüring. Geschicht. C. 12*, S. 58 hat in diesem Stillschweigen der Quellen allerdings „eine Art des Geheimnisses gefunden. Er will eine sonderbare göttliche Vorsehung dabey bemerkt haben. Seine Gedanken sind erbaulich und man muss dabey dasjenige übersehen, was an der Gründlichkeit fehlt: Ob die Thüringer, sagt Pfefferkorn, dem Stoffo und Biel Dienste gethan, das ist aus alten, unverdächtigen Büchern nicht eigentlich zu erweisen; welches vielleicht durch Gottes sonderbare Schickung geschehen, weil solche Götzen nicht werth sind, dass ihr Gedächtnis geblieben ist.“ (Schütze, a. a. O.)

Vgl. zu diesen kuriosen Verirrungen pietistischer Denkweise auch die Meinung L. D. Hermanns, Gott selbst und nicht nur die Ausgräber hätte

„Unterschicht“ hat über diese Dinge freilich ihre eigene Meinung, deshalb kann Herr J. Chr. Bertram zu Sondershausen im Schwarzburgischen noch 1812 seine aus Gips gefertigten Nachbildungen des heimatlichen Püterichs in einer angesehenen „Alterthums-Zeitung“ männiglich zum Kaufe feilbieten. Sollten sie Beifall finden, will er sogar „nach und nach alle Idole unserer Vorfahren, von welchen Abbildungen bekannt sind, als einen Krodo, Radegast, Witte, Flins . . in Gypsabbildungen nachfolgen“ lassen!⁴² Auch dieser geschäftstüchtige Mann wußte wohl, „daß seine Landsleute lieber alle (echten) Alterthümer als ihren Liebling“, den Püster und seine Sippschaft verleugnen würden, wie Schütze einmal von Heineccius sagt, der sich von Krodo nicht recht trennen mochte.⁴³

Alle bisher mitgetheilten Beurteilungen der germanischen Religion malten sie in ziemlich düsteren Farben; darum sei nun auch der hellen Lichter noch gedacht, die sparsam zwar, doch sehr bezeichnend auf dem dunkleren Grunde jenes Bildes stehen, das sich der Rationalismus vom Heidentum der eigenen Vorzeit machte. Mit sichtlicher Genugthuung wird besonders die (scheinbare) Kultlosigkeit der altgermanischen Religion in diesem Schrifttum immer wieder unterstrichen und ebenso wird man nicht müde, den hohen sittlichen Gehalt der nordischen Göttercharaktere zu bewundern, die sich darin aufs vorteilhafteste vom Olymp der Südmeervölker unterscheiden. Dafür einige Beispiele:

„Ihre (der Germanen) Religion scheint mehr von der Einfachheit des ersten natürlichen Gottesdienstes, und vielleicht selbst von der

auf dem Töppelberge von Massel bei Trebnitz in Schlesien die vorgeschichtlichen Bestattungen wieder freigelegt, „weil er nach seinem gerechten Gerichte die daselbst gegrabenen Abgötter in ihren Gräbern nicht will liegen lassen, sondern schmeisset sie selbst durch Wetter und Wind heraus, verjagt den Sand und zerscheitert die ohne das lockeren und weichen Gefässe, dass die Gebeine mit den Schürben hin und wieder geworfen werden.“ (Leonhard David Hermann, *Masslographia*, 1714, 50 f. — Zitiert nach Stemmermann, *Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung*, 1934, 91.)

42. „*Idunna und Hermode*“, eine *Alterthums-Zeitung* hgg. von F. D. Gräter, 1812 ff. Das Angebot findet sich im „Anzeiger“ zu dieser Zeitschrift 1812, Nr. 10.

43. Schütze, a. a. O., I, 40. — Vgl. Joh. Mich. Heineccius, *Dissertatio de Crodone Harzburgico*. In den *Antiquitates Goslarienses*.

Erkenntniss, so dem menschlichen Geschlechte von seiner Stiftung übrig geblieben, beybehalten zu haben, als der Aberglaube der Griechen und Römer. Sie erkannten, wie ungereimt es sey, die Gottheiten in ein Bildniss einzuschliessen, und anzubeten, was sie selbst gemacht hätten. . . . Ihr äusserlicher Gottesdienst war ohne Pracht, aber voller Ehrerbiethung. Der Schauer eines finstern, ungebahnten Waldes unterhielt ihre Andacht besser, als alle Zierathen der Bau-Kunst in Griechenland und Rom“ (M a s c o v).⁴⁴ — „Alle Üppigkeit ist von ihrem (der deutschen und nordischen Völker) Gottesdienste entfernt, und sie verehren das unendliche, höchste Wesen mehrentheils mit einem ehrerbietigen Stillschweigen . . .“ (S c h ü t z e).⁴⁵ — „Ihr Gottesdienst war einfach. Überhaupt näherte sich der Religionsbegrif der alten Teutschen noch ungleich mehr der Natur, als bei den sonst viel feinern Griechen und Römern. Und unter dem diksten Dunkel der Unwissenheit und des Aberglaubens zeigen sie hin und wieder dennoch deutliche Spuhren einer richtigern Beurtheilung und gesunden Menschenvernunft. Sie dichteten nicht, wie Römer und Griechen, kindische, lächerliche, lasterhafte und schändliche Thaten, von ihren Göttern. Ihre Götter waren Muster der Tapferkeit und der Grossmuth, Wohlthäter ihres Volks . . .“ (T i t t e l).⁴⁶ — „Tacitus mischte Roemische begriffe in die nachricht, die er uns von ihrer religion hinterlies, die vermuthlich sehr einfach und weit von den mytologischen träumen der Griechen und Roemer entfernt war. Die neueren scheinen in den beschreibungen, die sie uns von den göttern der Teutschen geben, mehr ihrer einbildungskraft als sichern nachrichten gefolgt zu haben und machen dies land zum sammelplatz von Ägyptischen, Griechischen, Gallischen und Scandinavischen göttern . . .“ (S c h a c h m a n n).⁴⁷

Müssen wir noch auf die ganz augenfällige Verwandtschaft hinweisen, die den Fälscher der Ura-Linda-Chronik auch in diesem Punkte an die geistige Haltung unserer Autoren aus dem 18. Jahrhundert anschliesst? Arthur H ü b n e r sagt darüber: „Einer der

44. M a s c o v, a. a. O., 48.

45. S c h ü t z e, a. a. O., I, 19.

46. T i t t e l, a. a. O., 21 f.

47. S c h a c h m a n n, a. a. O., 44 f.

Lieblingsgedanken des Fälschers ist die angebliche Unsinnigkeit alles dessen, was an Kulturen, Riten, Dogmen in den ausserfriesischen Religionen steckt. . . . Die Vernunftreligion des Fälschers ist kultlos. Ab und zu begegnen Tempel, 'Kirchen' genannt, freilich als üble Einfuhr von den Finnen. Aber auch dann weiss der Freigeist von Fälscher nur ihre Bilder zu schelten. Es fehlt der Kult, der zum Tempel gehört"⁴⁸

Wir dürfen uns, an dieser Stelle angelangt, den zurückgelegten Weg noch einmal ins Gedächtnis rufen. Nachdem wir zum besseren Verständnis des Folgenden einleitend die Religiosität des Aufklärungszeitalters selbst betrachtet hatten, wandten wir uns dann den Vorstellungen zu, die sich diese Zeit vom Heidentum der Väter machte. Liegt es nun, da diese aufzeigt, nicht nahe, noch ein drittes Thema aufzuwerfen, dessen Behandlung die bisher erworbenen Kenntnisse notwendig voraussetzt? Ich meine die Einstellung der Aufklärung zur Germanenmission und zitiere, unsere Fragestellung kurz zu kennzeichnen, zunächst Kurt Dietrich Schmidt, der seinem Werke über die Bekehrung der Germanen einen zwar ganz knappen, aber sehr gehaltvollen forschungsgeschichtlichen Überblick vorausschickt, worin das Wichtigste bereits mit aller Deutlichkeit gesehen ist.

Danach hat es die Aufklärung kaum vermocht, „zur Frage der Christianisierung der Germanen eine klare Einstellung zu gewinnen. Auf der einen Seite nämlich wertete sie das Christentum als die 'aufgeklärte' Religion, wie keine andere geeignet, ein Volk zu 'milderen Sitten' zu erziehen; von da aus mußte man die Christianisierung der Germanen begrüßen. Andererseits aber stand man dem Katholizismus des frühen Mittelalters so kritisch gegenüber, daß eine durch ihn vollzogene Bekehrung nur sehr mit Einschränkung als ein Fortschritt in der Aufklärung angesehen werden konnte. Über diesen Zwiespalt ist man nicht hinausgekommen.“⁴⁹

Dieses Urteil trifft den Kern der Sache. Als erster Zeuge für seine Richtigkeit soll uns der Kirchengeschichtsschreiber Johann

48. Arthur Hübner, Herman Wirth und die Ura-Linda-Chronik, 1934, 17 f.

49. Kurt Dietrich Schmidt, Die Bekehrung der Germanen zum Christentum. 1. Lieferung, 1935, S. 4.

Matthias S c h r ö c k h dienen, der in seiner „christlichen Kirchengeschichte“ nach einer Schilderung des bösen Zustands von Sprachen, Kunst und Wissenschaften im frühen Mittelalter folgendermaßen fortfährt: „Ein solcher Zustand . . . scheint zum Voraus eben nicht das günstigste Licht auf die Ausbreitung des Christenthums zu werfen. Sollte dasselbe einer sehr aufgeklärten, forschenden und witzigen Nation angetragen werden: so waren offenbar die Lehrer desselben (im 7. und 8. Jahrhundert) weniger als jemals geschickt, es zu empfehlen. Sollten aber durch diese Religion nur kriegerischrohe Völker mit wenig geläuterten Kenntnissen beschenkt, und allmählich zu mildern Sitten geleitet werden: so wurden nicht allein ihre Absichten äußerst unvollkommen erreicht; sondern es war auch zu befürchten, daß unwissende oder kaum halbgelehrte Lehrer derselben bloß eine Gattung des Aberglaubens und der sinnlichen Religiosität gegen die andere eintauschen lassen möchten. Oder sollte endlich, was der Geschicklichkeit der Glaubensboten fehlte, hier durch Zwang und Waffen, dort durch Wunder und andere unmittelbare Würksamkeit Gottes ersetzt werden: so würde für den Geschichtsschreiber, der es begreiflich machen wollte, wie das Christenthum unter Völkern, die gar keine Neigung zu demselben spüren ließen, eine allgemeine Aufnahme gefunden habe, der Knoten mehr zerhauen, als aufgelöst.“⁵⁰

Vielleicht hätte man sich williger mit den unerfreulichen Begleitvorgängen der Germanenmission abgefunden, wenn diese Bewegung nicht ausgerechnet von dem „Ober-Pfarrer zu Rom“ ausgegangen wäre — die eigentliche Aufklärung ist in Deutschland eine rein protestantische Angelegenheit — und wenn sie nicht jenes Zeitalter mitgestaltet hätte, das diese Historiker von Herder und Justus Möser immer nur als „finster“ und „abergläubisch“ schelten. Man mag es gar nicht glauben, daß die edlen Voreltern auf so unrühmliche Weise zu Christen geworden seien und in seiner Not verfällt man auf die seltsamsten Auswege, um wenigstens das Ansehen der christlichen Lehre als solcher zu retten. So sind die Deutschen nach Z s c h a c k w i t z nicht erst von den Missionaren

50. Johann Matthias S c h r ö c k h, Christliche Kirchengeschichte, 19. Teil, (1794), 115 ff. — Zit. nach Schmidt, a. a. O.

des römischen Papstes, sondern noch von Christi Jüngern und Aposteln selbst bekehrt worden: „Zwar ist bekannt, dass diese Ehre die Roemische Kirche sich zuschreiben wollen, der auch viele einfältige Protestanten beyfallen, und die sogenannte Bekehrung des Caroli M., die doch mit besserm Grunde eine schädliche Verkehrung zu nennen,⁵¹ biss Himmel-an erheben: Allein wie dieser Leute ihre Blindheit billig bedauret wird . . ., also läufft auch das gegenseitige Vorgeben sowohl gantz offenbarlich wider die Schrift, als auch wider die desfalls selbst-redende Historie . . .“⁵²

Bei Zschackwitz begegnen wir zum ersten Male der Vermutung, daß die kirchliche Zerstörungswut der Bekehrerzeit gewiß manch teures Denkmal unseres deutschen Altertums vernichtet habe⁵³ — ein bitterböser Vorwurf, den andere damals den römischen Herren im rheinischen Germanien machten — und verwandte Töne schlägt das patriotische Empfinden auch bei dem protestantischen Pfarrer Weller an: „Es ist nicht zu läugnen,

51. An dieser Stelle dürfen wir einmal auf die gleichzeitige schöne Literatur verweisen. In seiner Friedrich Leopold Grafen von Stolberg gewidmeten Ode „Deutschland“ (1772) flucht der junge Johann Heinrich Voß Karl dem Großen, weil er um die freien Sachsen Sklavenfesseln gelegt und sie gezwungen habe, „statt Wodans unsichtbarer Gottheit wurmigen Götzen Geruch zu streuen“: „Nicht deutsches Herzens, Vater dem Franzosenstamm, Thuis-kons Abart, kroch er dem Pfaffen Roms und unterwarf, o Schatten Hermanns!, Deine Cherusker dem Bann des Weltherrn!“ Ebenso wie die Genossen des Göttinger Hainbundes wandte sich bekanntlich auch Herder mit Unwillen von Karl dem Großen ab, der Deutschland würgte oder taufte, der uns mit Gallien zusammenband und das „römisch-gallische Christentum“ bei uns eingeführt hat. — Vgl. hierzu P. von Hofmann-Wellenhof, Zur Geschichte des Arminius-Cultus in der deutschen Literatur, III. In: 37. Jahresbericht der Steierm. Landes-Oberrealschule Graz, 1888, 24 ff. Vgl. ferner Adolf Rapp, Der deutsche Gedanke, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jh., 1920, 23 f.

52. Zschackwitz, a. a. O., 189 ff., 203 f.

53. Zschackwitz, a. a. O., 303 f. — Ähnlich meint J. Walker (Historical memoirs of the Irish Bards, Dublin 1786), daß die alten irischen Handschriften „zum Theil im Vatican zu Rom zu suchen“ seien (Mone, Gesch. d. Heidenthums II, 433 f.). Wenn heute dieser Unsinn gelegentlich wieder aufgetischt wird, um damit alles und nichts zu beweisen, so können die betreffenden Phantasten immerhin auf eine stattliche Vorgängerschaft verweisen. Nur peinlich, daß diese gesinnungsgleichen Ahnen ausgerechnet in Rationalismus und Aufklärung zu Hause sind!

daß in Deutschland an den meisten Orten mehr Gewalt, als Überzeugung bey dieser Bekehrung gebraucht wurde. Es geschah daher, dass ein grosser Teil sich zwar äusserlich zur christlichen Kirche bekehrte, im Herzen aber den heydnischen Aberglauben annoch nachhieng, heimlich den Götzen dienete, und die Örter verehrete, da sie in vorigen Zeiten ihren Götzendienst abgewartet hatten. Damit man diese Abgöttischen davon abzöge, so zerstörte man alles, was aus den vorigen Zeiten übrig war, sowohl bey den wendischen, als deutschen Völkern . . . Man nahm ihnen die Überbleibsel ihres alten Gottesdienstes; man gieng aber dabey soweit: dass man auch alles dasjenige zerstörete, was damit nichts zu thun hatte. Dadurch entriss man unsern Vorfahren die Gelegenheit zur Abgötterey; uns aber beraubte man der Gelegenheit, die Alterthümer genauer zu erforschen.“⁵⁴ — Natürlich fehlt auch S c h ü t z e in diesem Kreise nicht. Als Philolog und kundiger Kenner selbst der altnordischen Sprachen hat er bei seiner ganz ähnlichen Klage besonders die Schäden im Auge, die unserer Muttersprache von diesen geistlichen „Fremdlingen“ zugefügt wurden, welche „sich in Deutschland das Bürgerrecht zu verschaffen wussten“ und die „den Werth ihrer übrigen Verdienste, die noch dazu sehr mässig gewesen“, durch diese Frevel sehr gemindert haben. Sie haben „die gute nordische und celtische Sprache auf eine recht ehrenrührige Art geschändet“, denn mit der Vernichtung der in ihr abgefaßten Überlieferung nicht zufrieden, machten sie „sich eine unglückliche Freude daraus, diejenigen Worte, mit welchen unsere Vorfahren die erhabensten Begriffe zu verbinden pflegten, dem Gespött und Gelächter auszusetzen“.⁵⁵ (Schütze spielt hier auf Worte wie Zwerg, Hexe, Magd, Kerl, Schalk u. a. an, für deren negativen Bedeutungswandel er die Kirche verantwortlich macht.) Von einer solchen Beurteilung der Germanenmission ist es nurmehr ein kleiner Schritt bis zu der in unseren Tagen oft vertretenen Ansicht, daß jener geschichtliche Vorgang einen höchst verhängnisvollen Riß in nordisch-deutsche Denkart und Gesittung setze, unter dem — nach dieser Meinung — noch wir Enkel leiden. Bewußt oder unbewußt hat

54. W e t t e r, Ursachen warum in Deutschland so wenig überbliebene Denkmale von den alten Deutschen angetroffen werden. 71 ff.

55. S c h ü t z e, a. a. O. I, 345 f.

Gräter im Übergange zur Romantik wohl schon diesen Schritt getan, wenn er „die mit christlichen Grundsätzen verwebte Denkart unserer (südgermanisch-deutschen) Väter nicht mehr ganz rein die ihrige“ nennt, weshalb wir die „älteren Denkmale ihrer Brüder suchen“ müssen, d. h. der Nordgermanen, wollen wir ihren „ächten Nationalgeist in treuer Natur“ bewundern.⁵⁶ Natürlich denkt Gräter hier vornehmlich an die Edda-Lieder: Von den fremden Strömen, die sie mitgestaltet haben, weiß man damals ja noch nichts.

Damit sei hier abgebrochen, die Sprache unserer Zitate war wohl deutlich und beredt genug. Vielleicht wird es ihre Wirkung eher noch vertiefen als verwischen, wenn ich zum Schluß gestehe, daß ich in dem ganzen von mir eingesehenen Schrifttum einzig einmal auch ein bedenkenloses Lob der germanischen Bekehrung fand. Bezeichnenderweise steht es bei einem Angehörigen der Göttinger Schule, übrigens ist es reichlich ausdruckslos und knapp, fast nichtssagend: „Unstreitig waren doch die alten Deutschen dicke Barbaren, ehe Franken und Missionarien über sie kamen; von galischer Druiden-Weisheit ist keine Spur unter ihnen, von Skandischem Skalden-Witz ist unter ihnen kein Pröbchen vorhanden, usw.“⁵⁷ In Dänemark dagegen stehen selbst die namhaftesten, „überschichtlichsten“ Historiker ganz auf Seiten unserer deutschen Durchschnittsrationalisten. So fragt sich der Frhr. v. Holberg einmal, „ob es wohl zu hart geredet“ sei, wenn man sagt, daß bei der Christianisierung der Germanen „ein Aberglaube mit dem anderen vertauscht worden sey“,⁵⁸ und der Bischof Pontoppidan entschuldigt die bei der Bekehrung vorgefallenen Greuel mit der Ausflucht, daß es eben nicht Petrus oder Paulus gewesen war, „sondern Ebbo, Anscharius, Rambertus und ihres gleichen, die den christlichen Glauben hier zu Lande erst predigten; des offenbar groben Papisten Bonifacii, der noch früher auf unsern Grenzen soll gewesen seyn, nicht zu gedenken.“⁵⁹

56. F. D. Gräter, in dem „Vorbericht“ zum I. Bande (1791) der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Bragur“, 1791 ff.

57. Schlözer, Isländische Litteratur und Geschichte, I (1773), 62.

58. Frhr. v. Holberg, Dänische und Norwegische Staatsgeschichte, 1750, I, 97. — Zit. nach Schütze, a. a. O. I, 348.

59. Pontoppidan, Dänische Kirchenhistorie I, 102 f. — Zit. nach Schütze, a. a. O. I, 347.

Wir können diesen Abschnitt nicht besser als mit einem Hinweis darauf schließen, wie viel leichter es später die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts hatte, eine positive Einstellung zur Germanenmission zu finden und die historische Frage nach ihrem Rechte zu bejahen. Die inneren Gründe dieses Umschwungs haben wieder Schmid⁶⁰ und Rückert⁶¹ schon erkannt; sie liegen in den ganz anderen weltanschaulichen Voraussetzungen, mit denen jene jüngeren Historiker an den alten Fragenkreis herantraten: Ihrer aller geistige Wurzeln lagen doch im deutschen Idealismus und in der Romantik. Die Romantik aber „war beherrscht von dem Idealbild des christlich-germanischen Mittelalters und konnte von da her schon nicht auf den Gedanken kommen, die organische Einheit der aus den beiden Elementen, dem christlichen und dem germanischen, herausgewachsenen Kultur ernstlich in Zweifel zu ziehen. Und der Idealismus sah — wenigstens in seinem für die Neubegründung der Historiographie entscheidenden Vertreter, in Hegel — die 'christliche Welt' als 'die Welt der Vollendung'; 'das Prinzip ist erfüllt, und damit ist das Ende der Tage voll geworden: die Idee kann im Christentum nichts Unbefriedigtes mehr sehen'“ (Rückert).

3. Landeigentum und Ackerbau in germanischer Frühzeit.

Im Jahre 1892 veröffentlichte der Wiener Germanist Rudolf Much in der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ einen Aufsatz, der sich mit der Wirtschaft der freien Germanen zur Römerzeit befaßte; er trägt den Titel: „Waren die Germanen Wanderhirten?“¹ Indem der Verfasser diese Frage entschieden verneint und sich mit guten Gründen für die Annahme eines seßhaften Bauerntums einsetzt, hilft er „nicht nur eine den Quellen gerechter werdende Vorstellung von der altgermanischen Wirtschaft, sondern eine ganz neue Beurteilung der germanischen Kultur überhaupt“ einleiten: Die Wertschätzung der eigenen Vorfahren gewinnt seit jenen Jahren zunehmend an Boden.² So unbestreitbar Muchs Verdienste in dieser

60. Vgl. Anm. 49!

61. Hanns Rückert, Die Christianisierung der Germanen. 2. Aufl. 1934.

1. Zeitschrift für deutsches Altertum, 36. Band, S. 97—135.

2. Ernst Wahle, Der Ackerbau der Germanen. In: Deutsches Bildungswesen, Aug./Sept. 1933, S. 230 ff.

Frage also sind, wir sollten dennoch nicht vergessen, daß sie schon 100 Jahre vor ihm ernsthaft und interessiert besprochen, ja auch damals von den besten Köpfen ganz in seinem Sinn entschieden worden ist. Leider blieb es diesen älteren Historikern versagt, stammbildende Kräfte zu entfalten: Indem oft schon die nächste Generation nicht mehr an ihre Gedanken anknüpfte, war ihnen keine Fortwirkung vergönnt und wurden sie zum toten Ast am Baum der ideengeschichtlichen Entwicklung. Wenn Muchs Aufsatz drei, vier Menschenalter später ein ähnliches Geschick erspart blieb, so hat das seine eigenen Gründe, die nicht nur in der größeren Tiefe seiner Untersuchung liegen, sondern mehr noch in der Unterstützung, die sie auch von anderer Seite fand: durch die Aussagen der Bodenfunde, die man eben damals immer zuverlässiger auszuwerten lernte. Bei der Ausgrabung vor- und frühgeschichtlicher Siedlungsplätze wurden nun öfter ganze Vorräte gerösteten Getreides festgestellt, und selbst das bei der Töpferei in den noch weichen Ton geratene Korn entzog sich der Beobachtung des Prähistorikers nicht länger —; Muchs aus den alten Schriftstellern gewonnene Ergebnisse durften so von vornherein auf Beachtung rechnen. Unsere älteren Historiker hatten es in diesem Punkte schwerer. Von einer Unterstützung ihrer richtigen Ansicht seitens der heimatlichen Archäologie konnte im 18. Jahrhundert natürlich keine Rede sein, vielmehr war man damals noch so gut wie gänzlich auf die antike Überlieferung angewiesen, insonderheit auf Tacitus und Caesar. Bekanntlich sind nun aber gerade die auf den Ackerbau und das Landeigentum bei den Germanen bezugnehmenden Äußerungen dieser Quellen nicht eben leicht zu deuten; man muß sie ihrem Sinn, nicht ihrem Wortlaut nach verstehen, um zu ihrem Inhalt vorzustoßen. Es verdient Beachtung, daß dies schon im 18. Jahrhundert hier und dort gelang, freilich erst in seiner zweiten Hälfte, als Historiker wie Justus Möser die buchstabengläubig-lebensferne Geschichtsschreibung der Reichshistorienzeit aus ihrer theoretischen Verkapselung befreit und mit einem Geist verbunden hatten, dessen Leitstern die Erfahrung war. Vorher getraute es sich niemand, die antike Überlieferung anders als ganz wörtlich zu verstehen; einige Zitate mögen das beweisen.

So lehnt sich beispielsweise B ü n a u noch ganz eng und gläubig an den Text der Überlieferung an, ohne sich um seine

inneren Widersprüche zu bekümmern. Von den Einwohnern Germaniens lagen nach ihm nur wenige dem Ackerbaue ob; „ihr elendes und aller Anmuth beraubtes Leben ward mit der Jagd und Fischerey hauptsächlich erhalten, niemand aber wuste, dass Handlung, Fleiss und Wissenschaften ein Land reich und glücklich machen können.“ Festes Landeigentum war darum bei ihnen unbekannt: „Die Obrigkeit und Vorgesetzten eines jeglichen Volckes theilten das Land, so die gantze Nation besass, nach ihrem Gutbefinden, unter die Einwohner ein . . .“³ Ähnlich äußert sich der Reichshistorienschreiber Gottlob August Tittel, ein ziemlich platter, wenig originaler Spätling dieser Richtung, die von anderen zu seiner Zeit längst überwunden war. Mit einem betrübt-entsetzten Hinweis auf die „abscheuliche Faulheit“ unserer Väter in der „Agricultur“ ist die Sache für ihn abgetan. Allerdings, „teutsche Natur“ war diese Trägheit nicht, „das sehen wir an dem emsigen Landmann unserer Zeiten. Aber Misbegriff von Verdienst, Mangel der Aufklärung, und die daher entstehende übertriebene Wertschätzung körperlicher Überlegenheit, weil man die edlen Talente des Geistes nicht kannte . . ., gab Anlass dazu, jede andere Beschäftigung ausser dem Kriege für gering und unwerth zu achten!“⁴

Wie mächtig das geschriebene Wort bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts das geschichtliche Denken bei den meisten band, mag auch die Ansicht Michael Ignaz Schmidts noch zeigen, der keineswegs wie Tittel bloßer Kompilator war — in anderen Fragen ging er vielfach seine eigenen Wege.⁵ Zwar weiß er, „was zur Behauptung des Landeigentums unter den Deutschen zu des Tacitus' Zeiten in des Deutschen Mercur 1773 zweyten Band und folgenden vorgebracht worden ist“, doch scheint ihm schon die Fragestellung dieses vermeintlichen Beweises falsch und schief. Denn „daran ist wenig gelegen, ob die Deutschen Landeigenthum gehabt haben oder nicht; die Frage bestehet vielmehr darinn, ob das Landeigenthum, wenn es vorhanden gewesen, einen solchen Werth gehabt, dass es die Industrie mächtig belebet und eine

3. Büna u, a. a. O. I, 4, 12, 49.

4. Tittel, a. a. O., 43 f.

5. Vgl. Herbert Eichler, Von Ludewig und Gundling zur Romantik. In: Historische Vierteljahrschrift, XXV (1929), 225 f.

starke Triebfeder der Thätigkeit bey den Deutschen gewesen“, und hierin muß er dem Verfasser des Artikels widersprechen. Erst die Not lehrte die Deutschen „zuletzt“ auch den Ackerbau betreiben, der allemal „die letzte Stufe zu dem gesellschaftlichen Leben ist“, doch haben sie ihn dann noch lange „nur auf einen gewissen Punkt, höchstens nemlich so viel, als ihnen nothwendig war, getrieben . . Sie blieben also dort, wo sie als Jäger und Krieger gestanden, auch da sie den Ackerbau trieben, stehen . . .“⁶

Tittels Schrift erschien im Jahre 1787, M. I. Schmidts vielbändiges Werk erstmals 1783 ff. Beide hätten also bereits von der abweichenden Auffassung Justus Möser's wissen können und sie für die eigene Darstellung verwerten, was man umso mehr erwarten möchte, als wenigstens M. I. Schmidt den norddeutschen Historiker sonst sehr geschätzt hat.⁷ Nichtsdestoweniger suchen wir jedenfalls für diese wirtschaftsgeschichtlichen Probleme umsonst nach einer derartigen Beeinflussung, und ebenso bleiben auch drei weitere Historiker der Zeit in diesem Punkt noch ganz den alten Irrtümern verhaftet, obgleich sie sich in anderen Fragen gern und oft auf Möser stützen.⁸ Kein Wunder darum, wenn es diesem nicht gelang, mit seiner richtigeren Ansicht stammbildend zu werden.

Übrigens ist es wohl kein Zufall, daß gerade Justus Möser hierin viel historischer gedacht hat als die schreibtsichkluge Zunft. Seine berufliche Tätigkeit als vielbeschäftigter, auch mit den Verhältnissen des flachen Landes wohlvertrauter Staatsmann schärfte seinen Sinn für die Praxis des politischen, wirtschaftlichen und

6. Schmidt, a. a. O. I, 33 ff.

7. Vgl. seinen Brief an Möser, in dessen Werken hgg. von Abeken Band X. — Zitiert nach Ernst Hempel, J. Möser's Wirkung auf seine Zeitgenossen, S. 54. (Philos. Dissert. Freiburg/Br. 1930, erschien zugleich in: Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Landeskunde von Osnabrück, 1932, Heft 54.)

8. Sowohl bei Fischer wie bei Vogt und Bolten achten die Germanen den Ackerbau gering oder verabscheuen ihn „als ein sklavisches Nahrungsmittel“ (Vogt) ganz, denn der „freye Teutsche, der nichts als sein Schwerd zu schätzen wusste, und nur davon lebte, was ihm dieses erwarb, hasste jede andere Beschäftigung“ (Fischer). Vgl. Johann Adrian Bolten, Ditmarsische Geschichte, 1781. — Friedrich Chr. Jonathan Fischer, Geschichte des teutschen Handels I (1785), S. 1, 28. (Nikolaus Vogt), Über die Europäische Republik II (1788), S. 46.

sozialen Lebens und gab ihm jenen Blick für das geschichtlich Mögliche, der ihm zu einem besseren Verständnis auch der antiken Nachrichten verhalf. „Was Caesar von den alten Germaniern sagt“, so lesen wir in der „Osnabrückischen Geschichte“ (1768), „hat hier (d. h. im Stifte Osnabrück und in Westfalen) nie zutreffen können . . . Denn Heide, Sand, Mohr und Gebirge, woraus unser Stift grösstentheils besteht, erfordern eine vieljährige Zubereitung, einen anhaltenden Bau (= Anbau) und keine solche Veränderung. Die Natur liebt Eigenthum, und der Plan, welchen Caesar angibt, hat ein kriegerisches Genie zum Urheber, das den Staat in seine Absichten gezwungen hat. Dies war unstreitig bei den Sueven vorhergegangen und Caesar kannte keine andre Germanier . . . In einer solchen Anlage, als die suevische war, liegen Keime zu ganz andern Entwicklungen. Das Schwabenrecht musste sich in der Folge ganz anders bilden als das Sachsenrecht.“⁹ Möser ahnt also bereits, daß die Beschreibung des antiken Autors nur einen abseitigen Einzelfall erfaßt, den wir nicht verallgemeinern dürfen: nämlich jene Suebenstämme, die, da auf der Wanderung befindlich, einen Sonderzustand bieten —; im Frieden und in ihrer Heimat haben die Germanen „Agrarkommunismus“ nie gekannt, vielmehr muß schon zu Caesars Zeiten Privatbesitz am Ackerland bestanden haben. Es ist ein Ausfluß dieser Einsicht, wenn Möser in dem berühmten gewordenen Vorwort zur „Osnabrückischen Geschichte“ schon 1768 eine Geschichtsschreibung auf wirtschaftsgeschichtlicher Basis fordert, welche vor allem die „Veränderungen“ darzustellen hätte, die das altgermanische Agrarrecht im Laufe der Jahrhunderte erfuhr: „Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer, als die wahren Bestandtheile der Nation, durch alle ihre Veränderungen verfolgen . . . Diese Geschichte würde vier Hauptperioden haben. In der ersten und güldnen war noch mehrentheils jeder deutscher Ackerhof mit einem Eigenthümer oder Wehren besetzt; kein Knecht oder Leut auf dem Heerbannsgute gefestet; alle Freiheit (sc. vom Heerbann) als eine schimpfliche Ausnahme von der gemeinen Vertheidigung verhasst; nichts als hohe und gemeine Ehre in der Nation bekannt . . . Diese güldne

9. Möser, a. a. O. I, 7 ff. (3. Aufl. 1819).

Zeit dauerte noch guten Theils . . . unter Carl dem Grossen. Carl war aber auch der einzige Kopf zu diesem antiken Rumpfe. Die zweite Periode ging allmählich unter Ludewig dem Frommen und Schwachen an . . .“¹⁰

E. H e m p e l hat gezeigt, wie diese Anschauungen auf die Vertreter von „historischer Schule“ und Romantik wirkten: auf K. F. Eichhorn, Niebuhr, Jakob Grimm, die alle im Ackerbau die „Hauptnahrung der Germanen“ (Eichhorn) sahen und denen ebenso wie Möser der „freie landeigenthümer“ (J. Grimm) als Ausgangspunkt und Urstoff germanischen — und römischen (Niebuhr!) — Staatenbaus erschien.¹¹ Viel weiter hat der Nachhall der so richtigen Ideen des osnabrückischen Historikers aber leider nicht gereicht; auch trat schon bei Eichhorn — welch tragisches Geschick! — jenes Mißverständnis auf, das den Möserschen Gedanken schließlich in sein gerades Gegenteil verkehrte: C. K o e h n e hat richtig darauf hingewiesen, daß Möser als Stifter zugleich der markgenossenschaftlichen Theorie¹² „mittelbar auch die Verbreitung der von ihm selbst nicht getheilten Ansicht vom Gesamteigenthum am Ackerlande mächtig gefördert“ hat. „Denn der berühmte Begründer der modernen deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Karl Friedrich Eichhorn, vertritt in der ersten Auflage seines großen einschlägigen Werks¹³ jene Lehre Mösers und hat sie selbst später dahin weiterentwickelt, daß Mark auch Ackerland bezeichne und hat daher auch an diesem für viele deutsche Landschaften Gemeineigen-

10. M ö s e r, a. a. O. I, S. IX der Vorrede (3. Aufl.).

11. Vgl. Ernst H e m p e l, a. a. O.

12. Im Sinne des neueren Naturrechts, „das alle öffentlich-rechtlichen Organisationen auf bewußte Willenshandlungen zurückführte“ (Koehne, vgl. die Vorstellungen vom Sozialkontrakt!), dachte sich Möser auch die damals in seiner westfälischen Heimat bestehenden Markgenossenschaften schon in germanischer Vorzeit entstanden und glaubte in ihnen die frühesten Anfänge der Staatenbildung vollzogen: „Die gemeinschaftliche Nutzung eines Waldes, Weidegrundes, Mohres oder Gebirges . . . vereinigte dem Anschein nach zuerst ihrer einige in unseren Gegenden. Wir nennen dergleichen gemeinschaftliche Reviere Marken; und Markgenossen waren vielleicht die ersten Völker, da wo man sich einzeln anbaute . . .“ (Osnabrückische Geschichte I, 13. 3. Aufl.)

13. Karl Friedrich E i c h h o r n, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. I—IV, 1808—1823.

tum angenommen.“¹⁴ Daß man damit, ohne es zu wollen, dem Marxismus eine Waffe schliff, sei nur nebenbei erwähnt; jedenfalls hat das Germanenbild des 19. Jahrhunderts in diesem Punkte bis auf Much eher eine Einbuße denn einen Zuwachs an richtiger Erkenntnis zu verzeichnen.

An dieser Stelle scheint mir ein kurzer Rückblick auf den bisherigen Inhalt unseres Abschnitts wohl am Platze. Ausgehend von den Vorstellungen vor reichlich einem Menschenalter, wandten wir uns zunächst demjenigen Schrifttum des 18. Jahrhunderts zu, das, noch ganz dem Wortlaut der antiken Überlieferung verhaftet, auch ihre Notizen über das germanische Wirtschaftsleben gläubig übernimmt und in dem deshalb für den Gedanken eines seßhaften Bauerntums kein Raum ist. Mösers geniale Kritik kann sich nur kurze Zeit behaupten, denn wenn sie auch von der „historischen Schule“ wieder aufgenommen wird, so darf uns das doch nicht darüber täuschen, daß es ihr nicht beschieden war, wirklich und auf lange Sicht stammbildend zu wirken; im Gegenteil hat sie die Folgezeit sogar gröblichst mißverstanden. Es bleibt uns nun zum Schlusse nur mehr übrig, auch jener heute fast vergessenen Historiker zu denken, die noch vor K. F. Eichhorn, nämlich in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts, Mösers Ansicht übernahmen —; Hempel hat sie leider übersehen.

Sowohl für Friedrich Majer wie für D. H. Hegewisch ist es eine ausgemachte Sache, „daß die gewöhnlichen Vorstellungen von dem Zustande der ältesten Germanier, welche sie zu herumziehenden Jägern, Fischern und Hirten machen, unrichtig und den Verhältnissen ihrer Lage entgegen sind“:¹⁵ „Schon die bloße

14. Carl Koehne, Die Streitfragen über den Agrarkommunismus der germanischen Urzeit, 1928, S. 11 f. (Schriften der Historischen Gesellschaft zu Berlin, hgg. von Dietrich Schäfer, Heft 3.) — „In derselben Weise wirkten auch Jakob Grimms Rechtsaltertümer mit ihren zahlreichen Zeugnissen über die Feldgemeinschaft aus den Weistümern.“

15. Majer, Faustrecht, 30. — Friedrich Majer stand mit dem Jenaer Romantikerkreis in Verbindung und war auch ein Verehrer Herders, dem er vielfältige Förderung verdankt, vgl. Herders Einleitung zu Majers „Kulturgeschichte der Völker“ II (1798), auch abgedruckt in Suphans Ausgabe von Herders Werken, XX. „Ordalien, Faustrecht, Rittersum waren Erscheinungen, die ihn (Majer) anzogen“, überhaupt der Geist des bis dahin so verrufenen Mittelalters (vgl. seine „Geschichte der Ordalien“, 1795); Eichler zählt ihn

Geschichte der Kriege“, welche unsere Vorfahren so lange und erfolgreich gegen die Römer führten, scheint beiden „ein entscheidender Beweis, daß diese Gegenden (nämlich Germanien) dichter bevölkert waren, als ein so rauhes Land von nicht sehr großem Umfang hätte seyn können, wenn seine Einwohner nicht vom Ackerbau, sondern vorzüglich von der Jagd oder Viehzucht gelebt hätten ...“¹⁶ Gleich Möser wissen sie dabei recht wohl, daß die „wir möchten sagen, verrufenen Stellen des Caesar und Tacitus, durch welche man beweisen will, daß die Germanier ein wandelndes Leben ohne feste Wohnsitze, Ackerbau und Landeigenthum geführt hätten“, nicht so gänzlich grundlos sind; nur muß man sie recht verstehen und auch zwischen ihren Zeilen lesen können. Nämlich „diese Germanier von welchen Caesar spricht, waren nur allein die von ihm sonst mit dem Namen der Sueven bezeichneten Völkerschaften, denn nur diese kannte er näher ...“. Die Sueven aber trugen damals „einen von den übrigen (Stämmen) ganz verschiedenen Charakter der gesellschaftlichen Verfassung“, denjenigen „kriegerischer Horden, die keine festen Wohnsitze haben, sondern von dem Ertrage ihres Schwertes lebten, weswegen von ihnen also kein Schluß auf die übrigen ... Germanier zu machen ist“.¹⁷ „Aus alledem folgt“ für Majer „als endliches Resultat, dass der Ackerbau bei den alten Germaniern, in Vergleichung mit ihrem ganzen Zustande, weit allgemeiner als selten gewesen ist, dass folgeweise auch Landeigenthum damit verknüpft war ... und dass also die Germanier durch diese und andre Umstände fest an den Boden, den sie bewohnten, gebunden waren“.¹⁸

Auch die junge Sprachwissenschaft hat gegen Ende des Jahrhunderts dazu beigetragen, die Vorstellung von den Germanen als einem bäuerlichen Volk zu stützen, doch handelt es sich hierbei

darum zu den Wegbereitern der Romantik. (Herbert Eichler, Von Ludwig und Gundling zur Romantik. In: Historische Vierteljahrschrift XXV [1929], 241 ff.) Hinsichtlich der Beurteilung der germanischen Wirtschaft scheint Majer außer von Justus Möser, den er aber ebensowenig nennt wie Hegewisch, auch von diesem abzuhängen, denn sie stimmen stellenweise bis in den Wortlaut überein.

16. Hegewisch, a. a. O. 7 f. Ähnlich auch Majer, Faustrecht, 32 f.

17. Majer, Faustrecht, 33 ff. Ähnlich auch Hegewisch, a. a. O., 9 f.

18. Majer, Faustrecht, 38.

mehr um einen methodisch-quellenhaften Zuwachs, den die Forschung so erfuhr, als um einen wohlgegründeten Gewinn an sicherer wissenschaftlicher Erkenntnis. So läßt Karl Gottlob Anton schon das ungetrennte „Urvolk“ die ersten Anfänge des Ackerbaus erleben,¹⁹ unter Berufung auf verschiedene „gemeinschaftliche Ausdrücke“ bei Slawen und Germanen, die wir heute freilich nicht mehr in diesem Sinn verwerten dürften; die vergleichende Sprachwissenschaft hat sie inzwischen als jüngere Entlehnungen der slawischen Völker festgestellt. Immerhin bleibt das uns hier begegnende Verständnis für die zeitliche Tiefe frühgeschichtlicher Entwicklung auf jeden Fall bemerkenswert und es bedeutet demgegenüber nicht sehr viel, wenn auch Anton die Ausbildung „völligen Landeigentums“ und entwickelteren Ackerbaus erst um die Zeitenwende ansetzt, ja in diesem Fortschritt eine Folge der Bekanntschaft mit den Römern sieht.

Übrigens begegnen wir bei Anton erstmals auch dem soziologischen Moment in diesem wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhange. Indem er nämlich den freien Germanen von seinen Leibeigenen unterscheidet und diese allein den Ackerbau besorgen läßt, im Anschluß an Tacitus und Strabo, glaubt er „das Landeigentum mit dem Hasse, den die Nation — nach denselben Quellen — gegen den Ackerbau fühlte“ vereinbaren zu können: Jeder Grundbesitzer teilt „sein Land unter seine Bauern, die es wechselsweise besorgen; nach ihren Bedürfnissen wird die Frucht nach Feldreinen geteilt; im folgenden Jare erhalten sie neues Land, und das vorjährige liegt unbearbeitet“.²⁰ Ist das nicht schon unsere Ansicht, daß jene schwer verständlichen Notizen bei Tacitus und Caesar lediglich ein Hinweis auf die Form des Anbaus sind, älteste Belege für die germanische Dreifelderwirtschaft?²¹

Sowohl bei Möser und in seinem Wirkungskreis wie auch bei dem ganz abseits dieses Kreises stehenden Historiker und Germanisten Anton sind uns soeben eine ganze Reihe neuer Gesichtspunkte zur Beurteilung des germanischen Wirtschaftslebens be-

19. Anton, Geschichte der deutschen Landwirthschaft, I, 9 ff.

20. Anton, K. K. Tacitus über Lage, Sitten und Völkerschaften Germaniens . . . , 128 ff.

21. Vgl. Ernst Wahle, Der Ackerbau der Germanen. In: Deutsches Bildungswesen, Aug./Sept. 1933, S. 230.

gegnet, die einen nennenswerten Fortschritt gegenüber dem Wissensstand der Reichshistorienzeit bezeugen. Darum sei zum Schluß noch einmal nachdrücklichst gemahnt, die Bedeutung dieser einsichtsvolleren Äußerungen nicht zu überschätzen, denn wie mehrfach schon betont, hat sie die Folgezeit ja bald vergessen und hat erst viel später von ganz anderen Ausgangspunkten her zu ihren gültigen Ergebnissen zurückgefunden. Die inneren Ursachen dieser bedauerlichen Entwicklung haben wir oben schon kurz angedeutet. Ein weiterer Versuch, sie zu erklären, hätte vielleicht davon auszugehen, daß diese kühnen Neuerer in anderen Punkten selber noch zutiefst derjenigen Vergangenheit verhaftet blieben, die sie doch überwinden wollten: Darum gebrach es ihrem Vorstoß leider an der vollen Kraft, die ihm erst stammbildende Wirksamkeit verliehen hätte. So bleibt z. B. Antons wirtschaftsgeschichtliches Denken noch gänzlich in jenes Dreistufenschema eingebunden, das, in der Antike wurzelnd und im 17. und 18. Jahrhundert wieder aufgenommen, den Menschen stets und überall vom Jäger oder Fischer erst zum Hirten, sodann zum Ackerbauer werden ließ.²² In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich besonders der gelehrte Göttinger Vielschreiber Christoph Meiners in seinen zahllosen Schriften immer wieder für die Anerkennung dieser Folge eingesetzt²³ und sie als „Stufenleiter der Humanität“ mit der zwangsläufigen Entwicklung jeder Kultur vom Stadium der Wildheit über den Zustand der Barbarei bis zur vollendeten Aufklärung parallelisiert.²⁴ Auch mit dem abschnittweisen Wachstum des einzelnen Menschen wurde sie gelegentlich verglichen; man redete dann vom Kindes-, Jünglings- und Mannesalter in dem Reife-

22. „Die Natur leitet den Menschen von einer Stufe zur andern, bis sie den Volljährigen eigner Führung überläßt. Der wilde Europäer, noch nicht geschickt, Eigenthum besitzen zu können, muste zuvor aus dem Jäger und Waldbewohner in den Mittelstand zwischen Zufall und Bequemlichkeit, zwischen Freiheit und Abhängigkeit, in das mildere Hirtenleben übergehen.“ (Anton, Geschichte der deutschen Landwirthschaft I, 10.)

23. Vgl. z. B. seinen Aufsatz über „Entstehung und Fortbildung des Ackerbaues“: Neues Göttingisches Historisches Magazin von C. Meiners und L. T. Spittler, III (1794), S. 342.

24. Vgl. Alexander Ihle, Christoph Meiners und die Völkerkunde, 1931, S. 96, 100, 123. (Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität und Bibliothek, Heft 9.)

vorgang ganzer Völker.²⁵ Aber das sind allgemeinhistorische Ideen, die nicht nur das Germanenbild betrafen, sondern das Geschichtsgefühl der Aufklärung schlechthin; wir brauchen sie an dieser Stelle deshalb nicht weiter zu verfolgen. Genug, daß sie auch die deutsche Frühzeit in ihr Schema einbezogen und somit die Entwicklung jener anderen Vorstellungen hemmten, die dem realen Sachverhalt gerechter werden konnten.

4. Die römische Welt an den Grenzen.

„Unartige Geschöpfe! warum versündigt ihr euch an euren Vorfahren, deren Blut in euren Adern wallet? . . . Lasset euren Blutsfreunden Gerechtigkeit wiederfahren!“¹ Mit dieser ernststen Mahnung wendet sich S c h ü t z e gleich zu Beginn seiner „Schutzschriften für die alten Deutschen und Nordischen Völker“ gegen jene Gruppe von „Alterthums-Arbeitern“, die — nach Z s c h a c k w i t z’ ähnlichem Tadelwort — noch immer des Gedankens sind, „ob hätte es in unserem Europa kein kluges Volk gegeben als nur die Römer, die andern hingegen wären wilde und ungeschlachte Menschen gewesen“, ein Vorurteil, das nach demselben „bey manchen gar tieff eingewurtzelt“ und dem es auch zuzuschreiben, daß Cluver und viele andere „unser altes Teutschland, samt dessen Einwohnern, bey nahe gantz vollkommen falsch abgemahlet und dargelegt“ haben.²

Solche Worte klingen uns heute wieder ganz vertraut. Denn wenn in der Gegenwart ab und zu die Forderung laut wird, die Geschichte habe umzulernen und müsse insbesondere ihre alten Wertakzente einmal gründlich überprüfen, so denkt man ja auch dabei nicht zuletzt an das Verhältnis deutscher Vorzeit zur Antike und an den Einfluß dieser letzteren auf Mittelalter und Moderne —, Fragen, die nach dieser Lehre einer neuen Sicht bedürfen. Man ist der Meinung, daß die Geschichte der germanischen Völker durch den Einbruch von Mittelmeerkultur und Christentum aus ihrer artgerechten Bahn gerissen worden sei und daß noch unsere Gegenwart an diesem Zwiespalt leide. Allerdings haben jene fremden

25. z. B. bei M. I. S c h m i d t, a. a. O. I, 36.

1. S c h ü t z e, a. a. O., I, 4 ff.

2. Z s c h a c k w i t z, a. a. O., Vorwort.

Einschläge das angestammte Eigengut lediglich verschütten können, niemals ganz und gar vernichten; indem es als nährstoffreiche Unterschicht lebendig blieb, konnte es auch in der Folgezeit da und dort zur Geltung kommen und können wir von neuem daran anknüpfen.

Doch wir haben es hier mit der Geschichte der Forschung und nicht mit ihrer gegenwärtigen Situation zu tun. Da verdient es denn besondere Beachtung, daß noch bei den deutschen Humanisten für einen Zwiespalt der beschriebenen Art schlechterdings kein Raum sein konnte. Indem sie, ganz im Banne der Idee von der *translatio*, das Kaiserreich der Deutschen als die gottgewollte Fortsetzung des Römerreichs empfanden — das römische Imperium war ja nach Daniels Vision das letzte Weltreich und konnte vor dem jüngsten Tag nicht untergehen —, waren beide Reiche und damit beide Völker und Kulturen in ihren Augen beinahe eins, waren nur Teile einer festgefügtten höheren Ordnung; von einem blutsmäßig bedingten Gegensatze beider konnte im Rahmen einer derartigen Geschichtsbetrachtung keine Rede sein. Erst wenn man das bedenkt, wird auch verständlich, warum der Patriotismus dieser Humanisten keinen Anstoß daran nahm, daß der in den Ruinen von Augusta Raurica und anderwärts auf deutschem Boden damals ausgegrabene Fundstoff aus einer Zeit herrührte, da ein großer Teil Germaniens unter der Fremdherrschaft der Römer stand. Für diesen Abschnitt deutschen Geisteslebens bedeutete die Römerzeit eben noch keine Überfremdung: Durch die Vorstellung von der *translatio Imperii* war die Vergangenheit des deutschen Reiches engstens mit der römischen verbunden, und was der letzteren zum Ruhm gereichte, sprach zugleich von eigener Größe.³

Wir denken heute anders über diese Frage, und schon im 18. Jahrhundert hat man nach Ausweis der eingangs angeführten Worte anders über sie gedacht. Also muß in nachhumanistischer Zeit ein Wandel der Anschauungen eingetreten sein und wir werden uns nach seinen Gründen fragen. Nun, die Vorstellung der *translatio*, an welche unsere Humanisten ihre These vom harmonischen Verhältnis deutschen Altertums und des antiken knüpften, war auf

3. Vgl. P. H. Stemmermann, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsschreibung, 1934, S. 11. — Über die Ausgrabung der Ryff und Amerbach (1582—86) in den Ruinen des Theaters von Augusta Raurica (Augst bei Basel): Ebendort, S. 58 ff.

die Dauer nur in einem starken Reiche möglich. In den Kämpfen und Kriegen des 16. und 17. Jahrhunderts ging das Heilige Römische Reich der Deutschen dieses imperialen Ansehens mehr und mehr verlustig, bis es 1648 schließlich ganz zum Scheinreich absank, dessen Imperator nur in seinen Erbländen noch absoluter Herrscher war. Die überkommene Konstruktion der *translatio* fand unter diesen Umständen keinen Anknüpfungspunkt und keine Stütze in der politischen Anschauung mehr; außerdem wurde sie nun auch von der gelehrten Einzelforschung immer scharfsinniger kritisiert, namentlich vom Boden deutschrechtlicher und verfassungsgeschichtlicher Studien aus. Der große Hermann Conring hat in seiner Schrift „*De Germanorum Imperio Romano*“ (1643) in aller Form mit ihr gebrochen.⁴

Damit war jedoch ein Weg beschritten, auf welchem man zu einer neuartigen Beurteilung der Antike überhaupt gelangen mußte, denn wenn man in dieser nicht mehr die Grundlage der eigenen Entwicklung sah, welche Bedeutung maß man ihr dann für unsere Geschichte zu? Mit unbarmherziger Kritik bemächtigt man sich jetzt des Fremdguts, das die Germanen aus den Trümmern der antiken Welt gerettet und ihrem ungestümen Bildungsaufbau eingegliedert haben, und indem man gleichzeitig das eigene ungebrochene Altertum immer besser aufzuhellen trachtet, mit Hilfe der römischen Berichte, der nordischen Überlieferung, der alten Volksrechte und anderer Quellen, drängen sich zum ersten Mal Vergleiche zwischen hüben und drüben auf, die nicht immer zu Gunsten der höheren Zivilisation ausfallen. Ja, gelegentlich kann man jetzt sogar darüber klagen hören, daß die älteren Historiker zu römerfreundlich eingestellt gewesen seien . . .

Im 18. Jahrhundert ist diese Auseinandersetzung schon in vollem Gange und wenn es sich dabei auch mehr um einen Kampf der „Weltanschauungen“ gehandelt haben mag als um einen solchen mit gelehrten Argumentationen, so schlagen seine Wellen doch auch an die stilleren Gestade der zünftigen Historik an. Nur mit dieser hat es unser Überblick im folgenden zu tun; er möchte zeigen, wie sich der Streit in ihrem Schrifttum spiegelt.

4. Vgl. E. Hölzle, Die Idee einer altgermanischen Freiheit vor Montesquieu, 1925, S. 35 (Beiheft 5 der Historischen Zeitschrift.)

Wir sagten schon, daß die alte Vorstellung von der *translatio* im Grunde schon im 17. Jahrhundert aufgegeben worden war. Abgeschwächt und unter anderen, unpolitischeren Formen lebte sie aber noch eine ganze Zeitlang fort und das kann nicht wundernehmen: Man hatte einfach noch keinen Ersatz für sie gefunden, kein anderes Fundament, die spätere Geschichte des deutschen Reiches darauf aufzurichten, denn so eifrig man sich nun den deutschrechtlichen Studien hingab, drang man doch nur langsam in dieses unbestellte Neuland ein. Auch im 18. Jahrhundert spielte man darum noch oft mit dem Gedanken eines fernen, schicksalsmäßigen Zusammenhangs der beiden Reiche, Germaniens und Roms, und mit besonderer Anteilnahme sah man dem Übergang antiken Bodens an die „deutschen“ Stämme zu, obwohl doch nur das Recht des Stärkeren hinter diesem Wechsel stand. Besonders an der Schwelle zur Romantik gab man dem Vorgang gern ein weniger realistisches Gewand. So sah Majer im Untergange Roms das längst „in Wollüste, Laster, Zügellosigkeit und stolzen Übermuth versunken“, den „verborgenen Plan der ewigen Vorsehung wirksam“, die „in der Ökonomie der sich immer aus sich selbst erneuernden Natur zwei Völkerwelten nebeneinander gestellt, wo die ungeschwächte und starke Kraft der einen die entnervte, abgemattete und dahinsterbende der andern ersetzen sollte, damit die Menschheit in ihrem stillen Gange zum großen Ziel der Vollendung nicht aufgehalten werde.“⁵ Die in diesem teleologischen Exkurs verborgene Mystik erscheint in Pölitiz' Auffassung der Völkerwanderung noch verstärkt; ich kann mir nicht versagen, sie wenigstens im Auszug anzuführen: „Das Eindringen der nordischen Völker in die römischen Provinzen“ gewährt Pölitiz „ganz eigene Betrachtungen in der Kulturgeschichte der Menschheit. Man weiß nicht“, sagt er, „welcher Empfindung man sich beim Anblicke dieses Drängens und Strebens so mächtiger Völker überlassen soll; von der einen Seite wird man überrascht durch das Gefühl einer wehmüthigen Rührung bei der Erinnerung an die ehemalige schöne Blüte, die in Rücksicht auf Staatsverfassung, Kultur, Philosophie und Künste im römischen Reiche herrschte; von der andern Seite wird man aber auch erhoben durch die Empfindung,

5. Majer, *Faustrecht* (1799), 11.

die der Anblick so vieler kräftigen Völkerschaften gewährt, die in voller männlichen Kraft, mit Luxus, Weichlichkeit, Wollüsten und Schwärmerei unbekannt, den welkenden Zweig fast ganz zerstören oder doch wenigstens auf die erschöpfte und entnervte Nation einen neuen jugendlichen Geist übertragen Die wandernden und einfallenden Völkern geben an sich, in ihrer Jugendstärke, einen erhebenden Anblick, und durch sie nur konnten die schönsten und reizendsten Gegenden Europas wieder bevölkert und angebaut werden, denn den veralternden Stamm, der nur noch lockeres Erdreich über der Wurzel hatte, mußte die Natur aufgeben, wenn sie diese Länder selbst vor Zerstörung und gänzlicher Ersterbung sicher stellen und in ihnen eine neue Reife der Kultur bewirken wollte. Hatte doch ihr ehemaliger Zögling seine Kultur selbst übereilen wollen und sich ihrer Leitung entzogen, blutig mußte er für seine Gesetzwidrigkeit büßen; sie aber, die Natur, kompensiert durch junge Kräfte die erschöpften Völker, denn ewige Palingenesie liegt in ihren unveränderlichen Gesetzen.“⁶ Braucht es erst gesagt zu werden, daß diese Auffassung den damals 23jährigen Pölitz schon durchaus zur Romantik stellt, der er ja auch zeitlich zugehört? Nach dem Vorgang Schaumkells⁷ hat Sickingel⁸ den Verfasser nahe an Adelung gerückt, den großen Epigonen verstandesdürster Aufklärung. Diese Beobachtung hat zwar in vielen Punkten ihre Richtigkeit und gerade Pölitzens Germanenbild ist stärkstens von dem Älteren beeinflußt — z. B. ist Geiserich für Pölitz „in jeder Rücksicht ein kluges und muthiges Ungeheuer“⁹ —, aber man darf darüber nicht das Andersartige vergessen, das bei ihm daneben durchbricht.

Die Historiker der ersten Jahrhunderthälfte sahen die Dinge etwas nüchterner, doch auch ihnen galt das Zeitalter der Römerkriege und namentlich der Völkerwanderung als die Hoch-Zeit der germanischen Geschichte, und mit Wärme schildern sie den Sieg

6. Pölitz, a. a. O., 266 f.

7. Ernst Schaumkell, Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Romantik. (Preisschrift der Jablonowskyschen Gesellschaft.) 1905, S. 220 f., 224 f.

8. Karl-Ernst Sickingel, Johann Christoph Adelung, seine Persönlichkeit und seine Geschichtsauffassung. Philos. Dissert. Leipzig 1933, 210 ff.

9. Pölitz, a. a. O., 268.

des sittenreinen Nordvolks über die verderbten Römer. So nennt es B ü n a u „keine der geringsten Begebenheiten, so sich jemahls zugetragen“, daß ein Reich, „vor welchem der gröste Theil des damahls bekannten Erdbodens erzittern müssen“, „nach und nach unter der Teutschen Völcker Macht und Tapfferkeit unterliegen“ mußte, „die ebenfalls kein weiter Recht, als dass sie die Stärksten gewesen, vor sich gehabt“.¹⁰ Noch schönere Worte findet M a s - c o v bei der Beschreibung dieses Vorgangs; sie sind für sein warmherziges patriotisches Empfinden ebenso bezeichnend wie für sein strenges Wahrheitsstreben, das jede aus „unanständiger Liebe des Vaterlandes“ (Büнау) geborene Übertreibung ablehnt: „Insonderheit aber kann dem Teutschen die Betrachtung, wie ihre Vorfahren zu einer Zeit, da die Nachkommen sie wohl selbst als Barbaren ansehen, die Macht der Römer aufzuhalten und endlich zu bezwingen gewust, nicht unangenehm seyn. Je grösser die Feinde, je mehr hat dazu gehöret, ihnen überlegen zu werden: und man wird nicht ungeduldig, so viel von der Deutschen Niederlagen bey den Römischen Scribenten zu lesen, nachdem man vorher weiss, dass sie doch endlich überwinden. Es kann dieses zugleich die Nation aufmuntern, ihren eigenen Genie dergestalt auszuüben, dass, wenn man auch was von Fremden annimmt, der Grund doch allemal unser bleibe.“¹¹ Mitunter hat es übrigens den Anschein, als ob man durch die eifrige Betonung römisch-germanischer Beziehungen die deutsche Vorzeit möglichst tief und fest im Schoß der Zeit verankern wollte, denn von der eigenen vorrömischen Entwicklung macht man sich natürlich erst die einfachsten Begriffe:¹² „Was in dem Inneren von Deutschland von seiner ersten Bewohnung sich zugetragen habe, ist für uns verlohren . . .“; umsomehr muß es uns freuen, daß unser Altertum in einem späteren Abschnitt „mit der Geschichte jenes Volkes durchflochten ist, dessen Begebenheiten noch immer die erste Stelle unter den uns bekannten einnehmen“.¹³

Die jahrhundertelange Nachbarschaft zwischen Römern und Germanen konnte nicht ohne eingreifende Folgen für diese letzteren

10. B ü n a u, a. a. O., Vorrede zum I. Teil.

11. M a s c o v, a. a. O., Vorrede zum I. Band.

12. Vgl. den Abschnitt dieser Arbeit über „Die Entwicklung des geschichtlichen Tiefenbewußtseins“.

13. S c h m i d t, a. a. O., 73 f.

bleiben. Aber welcher Art nun diese Folgen waren, und ob sie, zusammengenommen, den deutschen Volkscharakter und das gesellschaftliche Leben unserer Ahnen, ihr Wissen, ihre Fertigkeiten und Gefühle mehr bereichert oder mehr geschädigt haben, darüber gehen jetzt die Meinungen weit auseinander. Freilich „trug der aufgeklärte Römer seine Sitten und Kenntnisse in die nach und nach errungenen europäischen Länder“¹⁴ und machte deren „wilde“ Bewohner bis an den Rhein und an die Donau „menschlich“,¹⁵ so daß sich „hin und wieder nun auch der Teutschen alte, wilde Tracht verlor“ — „das Kommerz mit andern, schon gesitteten und verfeinerten Völkern macht immer die Epoche der Aufklärung eines Volkes“¹⁶ —, aber derselbe Grenzverkehr zeitigte für die Germanen leider auch ganz andere, gar nicht begrüßenswerte Folgen. Immer wieder hören wir unsere Historiker darüber klagen, daß die Berührung mit der antiken Stadtkultur den sittlichen Niedergang der nordischen Völker eingeleitet habe. In den Kriegen mit den Römern erlitt der germanische Charakter, der uns bei Tacitus eben noch so licht entgegentrat, seine ersten schädlichen Veränderungen. „Durch die Nothwendigkeit, die Jahrhunderte fort dauerte, sich gegen die Unternehmungen eines so herrschsüchtigen Volkes zu verteidigen, verwandelte sich endlich der Muth der Deutschen in eine Art von kriegerischer Wildheit. Diess war eine natürliche Folge von der Grausamkeit und Treulosigkeit, womit die Römer sich dafür zu rächen suchten, dass sie diesen Völkern ihre Unabhängigkeit nicht rauben konnten.“ Noch verhängnisvoller war es für die alten Deutschen, daß sich „zugleich mit dem Hasse gegen die Römer eine heftige Begierde nach Reichthum und Herrschaft aller Gemüther bemächtigte. Diese Leidenschaften hatten zuletzt an den Unternehmungen der Franken vielleicht mehr Anteil, als das gerechtere Verlangen, ihre Freyheit zu behaupten.“¹⁷ Soweit Hegewisch, aber auch Majer meint, daß damals die edle Einfalt aus den ältesten Sitten unseres Volks geschwunden sei,¹⁸ und Anton schließt seine ähnliche Betrachtung mit den betrubten

14. Gatterer, a. a. O., 16.

15. Schlözer, Weltgeschichte I, 55.

16. Tittel, a. a. O., 16.

17. Hegewisch, a. a. O., 17 f.

18. Majer, Ordalien, 10.

Worten: „So ward unserer Vorfahren heilige Redlichkeit in mehreren Sachen von Römischen Luxus, von Römischen Lastern untergraben. Am Ende dieser Periode ist Germanien ein anderes Land, Teutsche Sitte und Gewohnheit verdorben . . .“¹⁹

Unsere Historiker behandeln das in Rede stehende Problem also recht verschieden und man könnte fast versucht sein, sie danach in zwei Gruppen einzuteilen. Aber ganz abgesehen davon, daß das hier aufgenommene Schrifttum wohl eine zu schmale Basis für so gewichtige Schlüsse darstellt, scheinen mir auch die in großer Zahl vorhandenen Übergänge von einer derart scharfen Trennung abzuraten. Die meisten Historiker sind einsichtig und gerecht genug, Nachteile und Nutzen dieser Nachbarschaft zu sehen. Nur die Göttinger Gatterer und Schlözer scheinen einzig an die vorteilhaften Folgen dieser Berührungen zu denken, welche die „Wilden“ überhaupt erst menschlich machten, die Cäsar zuerst am Rhein entdeckte²⁰ —; doch betont auch Gatterer, daß die Germanen „gleichwol schon durch eigene Kräfte einige Schritte zur Kultur gethan“ und so roh nicht waren, „als sich mancher einbilden mag“.²¹ Das gegenteilige Extrem stellt die Auffassung des Professors Zschackwitz dar, die in der „so fleissigen Erlernung der Römischen Rechte, Sitten und Gewohnheiten“ den alleinigen Grund des Sittenverfalls bei den Deutschen sieht. „Denn von dieser Römischen Circe haben sie gelernet, Treu und Glauben zu verachten, ihre Worte auf Schrauben zu setzen, in vorher unbekannten Sünden, Schanden und Lastern sich zu üben und was etwan andere böse Dinge mehr seyn, dergestalt wann ein alter Teutscher wieder aufstehen solte, er nicht wissen würde, wie er in sothane Verwandlungen sich sattsamt finden solte.“²²

Alle bisher ausgewerteten Zitate würdigten die geschichtliche Bedeutung der römischen Fremdherrschaft auf deutschem Boden sowie auch der Grenzeinflüsse mehr im Umriß und ganz allgemein —; nur sehr selten nimmt das alte Schrifttum einmal zu konkreten Teilproblemen Stellung. (Von den gerade im 18. Jahrhundert nicht ungewöhnlichen Debatten der Lokalforschung über

19. Anton, Geschichte der Teutschen Nation, 76.

20. Schlözer, Weltgeschichte I, 55.

21. Gatterer, a. a. O., 17.

22. Zschackwitz, a. a. O., 271 f.

den Fortbestand gewisser römerzeitlichen Reste — Siedelungen, Straßen, Grenzen, Namen — müssen wir in diesem Rahmen ebenso absehen wie von der Mitbesprechung zeitgenössischer Fundberichte oder Grabungsprotokolle: Diese ganze Literatur wäre ohne Zweifel einer eigenen Untersuchung wert). Immerhin beschäftigt man sich auch in dem örtlich nicht beschränkten Schrifttum hin und wieder mit etwas bestimmteren Fragen, z. B. möchte man gern wissen, „wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen“.²³ In diesem Zusammenhange weist man dann wohl darauf hin, daß sie „nur ein Stücklein von Teutschland unter ihrer Bothmässigkeit gehabt“, während der „allergröste Theil sich ihrer Slavery erwehret habe“.²⁴ Denn die Römer „n’ont fait que des incursions dans la grande Germanie, qui est toujours restée libre et independante et ayant été sévèrement relancés des Germains par les terribles défaites de Varus et de Lollius, ils n’ont jamais pris un pied ferme en delà du Rhin et du Danube, qui faisoient la limite et le non plus ultra de l’Empire Romain dans l’Occident comme l’Euphrate dans l’Orient.“²⁵ Der preußische Minister Graf von Hert z b e r g, aus dessen vor der Berliner Akademie gehaltenen Reden diese Worte stammen, gedenkt auch schon des starken Anteils, den das germanische Element am spätrömischen Reiche hat, doch sinnt er leider der geschichtlichen Bedeutung dieses Umstands noch nicht weiter nach: „Les Empereurs Romains, tantôt vainqueurs, tantôt vancus, soutenoient encore, quoiqu’ avec peine, les limites de leur Empire jusqu’au Rhin et au Danube, et repoussèrent souvent les Germains au-delà de ces deux rivières; mais ils se servirent pour cela des Germains mêmes, qui faisoient l’élite de leur armée, surtout des gardes prétoriennes, et ils en tirèrent leurs meilleurs généraux, dont quelques uns sont même devenus Empereurs ...“²⁶

Bei der Erwähnung Ariovists findet A d e l u n g — eine andere Einzelfrage — für dessen „natürlichen Verstand“ und strategisches Geschick recht verständnisvolle Worte, die in diesem

23. Preisfrage der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1748, vgl. S. 82 dieser Arbeit.

24. Zschackwitz, a. a. O., 114.

25. Hert z b e r g, a. a. O., 7.

26. Hert z b e r g, a. a. O., 9, 13 f.

Munde doppelter Beachtung wert sind; er nennt ihn den „ersten Deutschen, welcher die Überlegenheit der gebildeten Kriegskunst über Menge und persönliche Tapferkeit“ empfinden mußte.²⁷ Überhaupt hebt sich Adelungs Bild der deutschen Römerzeit sympathisch von den anderen Teilen seines so berühmten Buches ab, das R. von Raumer nicht zu Unrecht „eine giftige Schmähchrift“ nannte, „das gerade Widerspiel von Tacitus Germania“.²⁸ Weil er noch kein Gefühl für den Selbstwert historischer Individualitäten hatte und alles an dem Wissens- und Erfahrungsstande seiner eigenen aufgeklärten Bildung maß, mußte ihm die „ungeleitete Natur“ des „thierischen Sueven“ notwendig roh und wild erscheinen. Die römischen Expansionsgelüste und ihre kriegerischen Folgen hat Adelung jedoch nicht minder scharf verurteilt als die germanenfreundlichsten Historiker der Zeit. So haßt er Cäsar, „welcher die Deutschen in ihrer bisherigen wilden Ruhe störte“, als einen jener Männer, „deren sich der Himmel von Zeit zu Zeit als Geißel des menschlichen Geschlechts bedient“,²⁹ und er beklagt es heftig, daß der Sieg des Marius die Römer noch einmal von dem Abgrund wegriß, in dem sie ohne ihn „zum grössten Glücke für die Welt auf immer würden seyn begraben worden“.³⁰

Mehr als ein Kuriosum und weil es gewisse Phantasien heutiger Schwärmer fast vorwegnimmt, sei zum Schlusse noch erwähnt, daß Schütze die bösen Römer auch der planmäßigen Vernichtung kostbarster germanischer Manuskripte anklagt³¹ —; Zschackwitz machte den „ungelehrten München“ der finsternen „mittleren Zeiten“ einst denselben Vorwurf!³² Schütze beruft sich dabei auf Pierre de St. Julian, der schon 1589 meinte, die Römer hätten in Gallien nicht versäumt, „d'exercer leur rage sur les papiers, livres, titres, marques d'honneur et signals des grandeurs de nos ancestres à fin de nous abaisser le cœur et de nous rendre plus misérables et esclaves de leur tyrannie“.³³

27. Adelung, a. a. O., 133.

28. R. von Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, 1870, S. 237.

29. Adelung, a. a. O., 132.

30. Adelung, a. a. O., 117.

31. Schütze, a. a. O., I, 96.

32. Zschackwitz, a. a. O., 303 f.

33. Pierre de St. Julian, Mélanges historiques et recueils de diverses matières, Lyon 1589. — Zit. nach Schütze, a. a. O., I, 98 Anm.

Ich wollte in diesem Abschnitt zeigen, wie die Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts das Phänomen der deutschen Römerzeit gesehen hat. Wenn dies Bild von ihren Ansichten manchen Widerspruch und manche Unklarheit enthält, so möge man die Schuld daran nicht allein beim Zeichner suchen, sondern auch im Gegenstande selbst, dessen natürliche Vielgestalt ich nicht zu typisieren wagte. Auf der anderen Seite fehlt es nicht an Übereinstimmungen; ich will sie zum Beschluß in Kürze so zusammenfassen:

In seiner ganzen Breite und Tiefe hat diese Zeit unser Problem zweifellos noch nicht erfaßt —, das zeigt schon der in Grund genommen nur geringe Widerhall, den es in ihrem Schrifttum findet. Immerhin ist man sich wohl bewußt, daß das deutsche Volk, zusammen mit dem übrigen Europa, vielfältig von antiken Werten zehrt, und daß es darum wohl verlohnt, jenen Spuren nachzugehen, die diese fremde Welt im Aufbau unseres eigenen Werdens hinterlassen. Dabei verfällt man jedoch keineswegs in blinde Bewunderung der römischen Zivilisation, was in dem Jahrhundert vorwiegend formaler Bildung und feinsten Lebenskunst recht gut verständlich wäre, vielmehr vergißt man ihre Schattenseiten nicht und übertreibt die aus dieser Nachbarschaft für unser eigenes Volkstum auch erwachsenen Schäden oft sogar in einem Maße, das mit Wissenschaft nichts mehr gemein hat. Vor allem aber habe ich den Eindruck, daß man die Römerzeit in Süd- und Westdeutschland damals noch als einen Abschnitt deutschen Eigenschicksals auffaßt, welcher aus seinem Gesamtverlauf nicht wegzudenken ist —, nicht wie dann im 19. Jahrhundert als peripheres Randgeschehen im Rahmen der antiken Welt und nur von deren Zentren her zu deuten. Anders ausgedrückt, will diese Auffassung die römerzeitliche Geschichte deutschen Landes bewußt vom deutschen Standpunkt sehen, weshalb sie auch die Vorstellung der Fremdherrschaft mit dieser Zeit verknüpft, was weder der Humanismus tat, noch die sogenannte „römisch-germanische Forschung“ des 19. und 20. Jahrhunderts. M a s c o v will der „Römischen Sachen“ in seiner Geschichte des deutschen Reiches nur deshalb gedenken, weil die alten Deutschen „mit den Römern am meisten zu thun gehabt“³⁴ und

34. M a s c o v, a. a. O., Vorrede zum I. Band.

Hansselmann wie Sattler bauen beide den provinziellen Fundstoff als vollgültige landesgeschichtliche Urkunde in ihre württembergische bzw. hohenlohische Geschichte ein. Die Romantiker haben also ihre Vorgänger, wenn sie mit edlem Stolz erklären: „Teutschlands Geschichte soll nicht als Anhang römischer Thaten erscheinen, nicht Cäsars Siege sollen uns gelegentlich auf Ariowist bringen, der teutsche König ist unser Mann!“³⁵ Die spätere Entwicklung hat diese Knospen leider nicht zur Blüte kommen lassen, neuhumanistische Ideen haben die schönen Ansätze verschüttet. Umso größeres Verständnis sollten wir heute für jene alten Meinungen beweisen, denn auch wir sehen ja die Römerzeit in erster Linie als ein Stück deutscher Geschichte an, sucht doch unser eigenes Volkstum auch unter den fremden Formen stets nach artgemäßem Ausdruck.

5. Die Idee der altgermanischen Freiheit vor Montesquieu und Möser.

Thema und Charakter dieses neuen Abschnitts machen eine kurze Vorbemerkung nötig. Anders als die übrigen bringt er nicht Früchte eigener Forschung, vielmehr stellt er lediglich ein Referat derjenigen schönen Untersuchung dar, die schon E. Hölzle diesem Gegenstand gewidmet hat.¹ Wenn ich aus der Fülle seiner Zeugnisse und Gedanken einige hier wiederholen möchte, die mir in unserem eigenen Rahmen von besonderem Nutzen scheinen, so leiten mich dabei verschiedene Überlegungen. Erstens scheint mir dieser Gegenstand rein stofflich eine so glückliche Erweiterung unseres problemgeschichtlichen Kapitels darzustellen, daß ihn in dieses einzubauen sich auf jeden Fall lohnt. Zweitens gibt uns wohl keine andere Frage so oft Gelegenheit zu sehen, wie schon damals nicht nur die gelehrte Zunft, sondern die lebendige Leidenschaft auch der politischen Nation deutsche Vorzeit aus den Gräften in die Gegenwart beschwor. Gerade weil wir in den anderen Ka-

35. Christian Karl Barth, Teutschlands Urgeschichte, Anhang zum zweyten Theil (Schlußbemerkungen und Register), 1821, S. 525.

1. Vgl. Erwin Hölzle, Die Idee einer altgermanischen Freiheit vor Montesquieu, 1925 (Beiheft 5 der Historischen Zeitschrift). — Alle ohne Herkunftsangabe gebrachten Zitate dieses Abschnitts entstammen dieser Schrift.

piteln meistens strenge auf das zünftige Schrifttum uns beschränken, scheint mir dieser Ausblick auf das Lager derer, die Geschichte machen statt zu schreiben, nicht ganz unwillkommen. Und noch eine dritte Überlegung rechtfertigt wohl dies Referat: Während im bisherigen Verlaufe unserer Darstellung fast immer die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts im Vordergrund stand und manchmal gar noch spätere Erscheinungen als Folge oder Gegensatz des Alten mitbesprochen werden mußten, nötigt uns jetzt die Idee der altgermanischen Freiheit zu einem kurzen Rückblick auch auf das, was vorher war, im 16. und 17. Jahrhundert, und auch im 18. Jahrhundert selbst haben wir es hier nur mit den ersten Dezennien zu tun. Wir erfüllen also beinahe eine Forderung forschungsgeschichtlicher Gerechtigkeit, wenn wir dieses Problem in unsere Betrachtung einbeziehen und gleichzeitig mögen wir uns bei diesem Rückblick auch erinnern, daß die vielfältigen Bemühungen des 18. Jahrhunderts um die Erhellung deutschen Altertums im Grunde doch nur einige Glieder sind der langen Kette, die seit den Tagen des patriotischen Humanismus immer neu geschmiedet wird.

Ich betone nochmals, daß wir nur die großen Linien der Hölzleschen Untersuchung hier sichtbar machen können, ohne uns in Einzelheiten oder Namen zu verlieren, und daß wir im Einklang mit unserer eigenen Themenstellung einzig die deutsche Geschichte des Gedankens uns betrachten wollen. Doch ist er seit dem 16. Jahrhundert auch in der historisch-politischen Literatur Frankreichs oft vertreten worden, und ebenso in England, wo sich z. B. Milton im Kampfe um das Recht der englischen Revolution auf die Freiheit der altsächsischen Vorfahren berief: „Where are the English Liberties, which we boast to have been left us by our ancestors?“² Wie dieser Streitruf deutlich zeigt, wird Freiheit im Zusammenhange unseres Gedankens als politische, und zwar als innerstaatliche Freiheit im verfassungsrechtlichen Sinn verstanden, als „Inbegriff der sogenannten objektiven und subjektiven öffentlichen Rechte“, während von der außenpolitischen Freiheit als Unabhängigkeit eines Staates fremden Mächten gegenüber nur selten die Rede ist. „Allen den Worten vom altsächsischen Recht“, ob die

2. Milton, Eikonoklastes, Works 1698, II, 517. (Zitiert nach Hölzle, a. a. O., 1).

Engländer des 17. Jahrhunderts oder die Montesquieu und Möser, später Dahlmann davon sprachen, „von altfränkischer Freiheit, von gotischer Politik oder nordischen Verfassungen, von teutscher Libertät oder deutscher Freiheit, allen diesen verschiedenartigen Wendungen liegt ein gemeinsamer Gedanke zugrunde: Daß die politische Freiheit einem Volke oder einer Völkergruppe inhaerent sei, — einer Völkergruppe, die wir heute als die germanische bezeichnen —, und daß diese germanische Freiheit althergebracht sei, ja den frühesten Zeiten germanischer Staatsbildung entstamme.“

Die Frühgeschichte unserer Idee ist eng an die den Humanisten verdankte Wiederentdeckung der „Germania“ geknüpft. Tacitus schildert ja das germanische Staatswesen ausdrücklich als ein solches „freier“ Art, dessen Verfassung aus demokratischen und aristokratischen Elementen gemischt sei und dessen monarchische Spitze die Volksfreiheit umso weniger gefährden kann, als es sich hier um ein Wahlkönigtum handelt. Auf Tacitus berief man sich deshalb vor allem, wenn man eigene Freiheitsforderungen durch historische Argumentation zu stützen suchte. Später wurden auch die durch Grotius' Ausgabe allgemeiner bekanntgewordenen Geschichtsschreiber der Völkerwanderungszeit und die germanischen Rechte in diesem Sinn herangezogen, doch wurden die letzteren meistens nur als Zeugnis der politischen Freiheit desjenigen Einzelstammes verstanden, für den sie ursprünglich aufgeschrieben sind, nicht als Beweis für einen allen germanischen Völkern gemeinsame Freiheit. Die Vorstellung eines der ganzen Völkergruppe inhaerenten Freiheitsgeistes baute sich erst später auf dem Grunde der verschiedenen nationalgeschichtlichen Freiheitsideen auf und von den einzelstaatlichen Verhältnissen, vom Studium der altdeutschen, altfränkischen und angelsächsischen Zustände her gelangte man schließlich zur Konzeption einer historischen, gemeinermanischen Verfassung.

Das von warmherziger Vaterlandsliebe angeregte antiquarische Interesse deutscher Humanisten hat zwar den wissenschaftlichen Grund gelegt, auf dem die Idee der altgermanischen Freiheit entwickelt werden konnte, aber politisch ausgewertet wurde der Gedanke in jener Zeit noch nicht. Denn „der Idee einer altdeutschen Freiheit in ihrer politischen Zuspitzung stand“ damals noch „eine Mauer geschichtlicher Doktrinen und Meinungen entgegen“, die

jegliche Verknüpfung der eigenen Gegenwart mit der soeben erst wiedergewonnenen Vorzeit unterband. Das Heilige Römische Reich führte sich ja vom Imperium der Römer her, die Stände des Reiches und die Kurfürsten betrachteten sich als Nachfolger der römischen Ratsversammlungen, noch nistete die Vorstellung der *translatio* in allen Köpfen. Unter diesen Umständen hatte die Urzeit der Deutschen bis zur fränkischen Monarchie in der Geschichte des Reiches einfach keinen Platz, stand verbindungslos daneben, eine Ansicht, die sich hier und da bis ins 18. Jahrhundert hält und dann darin ausdrückt, daß einzelne Reichshistorien-schreiber ihre Darstellung nicht, wie üblich, mit dem Cimbernzug beginnen, sondern erst mit Chlodwig oder Karl dem Großen! Zwar versuchten einige Humanisten aus patriotischen Motiven, die *translatio* mehr ins Nationale umzubiegen (Althamer, Naucler) und Beatus Rhenanus meidet diesen Ausdruck sogar ganz, setzt ein *regnum Germanicum* an seine Stelle. Aber auch er denkt noch nicht daran, dieses *regnum Germanicum* verfassungsgeschichtlich auf den altdeutschen Staaten und dem fränkischen Reiche aufzubauen: Man wußte mit den Resultaten der eigenen gelehrten Forschung praktisch eben wenig anzufangen.

Politisches Leben gewann unsere Idee erstmals in den Kämpfen deutscher Fürsten um ihre „teutsche Libertät“, die sie von Kaiser und Reich beschnitten glaubten. „Der vom Schmalkaldischen Bund vertriebene Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel hatte seine Feinde am Reichskammergericht verklagt. Die Juristen desselben schöpften ihre Anklage gegen die Schmalkaldener aus dem römischen Recht. Landgraf Philipps von Hessen Ratgeber Martin Bucer aber verteidigt die Fürsten mit Waffen, die den Juristen fremd waren, und allen hergebrachten Doktrinen ins Gesicht schlugen: die Gewaltanwendung gegen den Braunschweiger finde ihre Rechtssätze in 'Gottes, der natur und dem alt frei frenkisch recht', das Gott dem deutschen Volke gegeben und das dieses nur lange vergessen hat“ Die Fürsten gründen also ihre teutsche Libertät auf das alte Herkommen, nicht auf das „römische tyrannische Recht“, das sie als fremd empfinden, und indem man dieses altfreie Recht als Grundlage des Reiches ansieht, bricht sich hier zugleich eine ganz neue Gesamtansicht der deutschen Verfassungsgeschichte Bahn, die in manchen Punkten schon an Justus Möser's Konzeption erinnert.

Im Gegensatz zu Möser war es Bucer aber leider nicht vergönnt, die von ihm verfochtene deutsch-freiheitliche Auffassung der Reichsgeschichte weiteren Kreisen mitzuteilen; dazu waren ihre wissenschaftlichen Grundlagen damals noch viel zu wenig ausgebaut. Darum sehen wir die Idee in der Folgezeit zunächst abermals in die Studierstuben der Juristen und Historiker verbannt, wo sie nun immer exakter erforscht und vertieft wird. Christian Besold zeigte, daß die gemischte Verfassung nicht aus dem römischen Recht, sondern aus den einheimischen Grundgesetzen des Reiches zu folgern sei, — um 1600 kam die Lehre vom *mixtus status* des Imperiums auf, nach der sich monarchische und aristokratische Elemente in der Reichsverfassung gemischt vorfinden sollten —, und auch einzelne Verfassungsinstitutionen wie z. B. die Wahlkapitulationen leitete man nun statt von altrömischen Vorbildern von fränkischen Einrichtungen ab. Kurz, man begann das deutsche Staatsrecht jetzt auf Grund der deutschen Gesetze zu lehren und bis ins 18. Jahrhundert hinein hören wir im juristisch-historischen Schrifttum immer wieder die Ansicht vertreten, daß die „Alterthümer-Känntnuss“ der „Haupt-Schlüssel“ sei, „jede nur berührte Eigenschaft eines Staates gehörig einzusehen“, daß insonderheit viele deutsche Einrichtungen „sich nicht wohl verstehen lassen, wenn man nicht desfalls das begraute Alter von Teutschland zu Hülffe nimmt“. Dieses Zitat stammt aus Zschackwitz, aber auch Mascov,³ Steffens und viele andere meinen, daß die „neuen Zeiten das Licht der alten nötig hätten“, wie später Möser in der Vorrede zur Osnabrückischen Geschichte sagt. Der „alte, biedere“ (Hölzle) Johann Jakob Moser kämpfte also auf verlorenem Posten, wenn er die Reichsjuristen vor den „abstrusesten, niemanden etwas nützlichen, sondern zur blossen Curiosität dienlichen Teutschen Alterthümern“ warnte, und wenn er es unvernünftig schalt, „altfränkische“ Gesetze zur Erklärung der deutschen Staatsverfassung heranzuziehen;⁴ in Hölzles Darstellung kommt dieser isolierte Standpunkt Mosers vielleicht nicht scharf genug zum Ausdruck.

3. Vgl. Mascov, a. a. O., in der Vorrede zum I. Bande: „Wer den Grund der einheimischen Rechte und Gewohnheiten wissen will, muß sowohl in dem Teutschen Alterthum, als ein Liebhaber der Römischen Rechte, in dem alten Rom bekannt seyn.“

4. Johann Jakob Moser, Teutsches Staatsrecht, 1738. II, 171, 241. (Zit. nach Hölzle, a. a. O., 44.)

Aber mit diesem auf unseren eigenen Sammlungen aufgebauten Ausblick sind wir dem Gang der Hölzleschen Untersuchung schon etwas vorausgeeilt; wir kehren deshalb wieder in das 17. Jahrhundert zurück und wenden uns zunächst der zweiten großen Bewegung zu, in der unsere historische Idee damals auch politische Gestalt annahm. In den Freiheitskämpfen einzelner deutscher Stämme gewann sie neues Leben und tat als scharfe Waffe in der Hand der Führer wacker ihre Pflicht, am trefflichsten in den Niederlanden, deren Unabhängigkeitskampf die aenghebornen vryheyt des Einzelnen und die oude vryheyt, das oude herkommen des Volkes sicherstellen wollte, so sagt es die niederländische Absagungs-urkunde. Und ebenso wie ehemals die längst vom Reiche abgetrennten Eidgenossen die erstrebte Freiheit in den ältesten Zeiten ihres Landes, bei den Helvetiern, wiedergefunden hatten, so suchte jetzt auch Hugo Grotius in seinen verschiedenen Schriften diese alte Freiheit der Niederlande bis in die batavische Vorzeit zu verfolgen und umgekehrt ihr inneres Recht aus diesem Ursprung herzuleiten. Es ist die aristokratisch gefärbte altgermanische Verfassung des Tacitus, die Grotius als urbatavische betrachtet und die er durch den Freiheitskampf der Gegenwart neu verwirklicht sieht.

Ungefähr zur selben Zeit, da Grotius in den Niederlanden unsere Idee zum Werkzeug politischer Willensbildung machte, versuchte ein Deutscher in langer Lebensarbeit, von ihrem Boden aus eine geschlossene Ansicht deutscher Geschichte zu gewinnen: Hermann Conring. Die Nachwelt kennt und nennt ihn gewöhnlich nur als den großen Gegner des römischen Rechts und der translatio, aber eben „von hier aus gewann die Frage nach dem deutschen Altertum, nach den Verfassungszuständen vor der Übernahme des römischen Reichsnamens erhöhte Bedeutung“ für ihn. Grundgesetz der alten Verfassung war auch für Conring die Idee der „Freiheit“. Der altdeutsche Staat war deshalb zuerst Volksstaat und blieb es seinem Wesen nach auch später noch, als fortdauernde Kriege aristokratische Elemente schufen, so daß die simplex forma des Staates nicht mehr gewahrt wurde und eine demokratisch-aristokratische Verfassung an ihre Stelle trat.

Conring war kein Gelehrter, der sich der Gegenwart verschloß. In seinen Schriften schwingt immer auch ein politisches Interesse mit und hinter seiner leidenschaftlichen Betonung altdeutscher Frei-

heit steht deutlich spürbar stets der Wunsch, sie im Staat der eigenen Umwelt zu neuem Leben zu erwecken; er ist darum entschieden für die Libertät der Reichsstände eingetreten und wollte die kaiserliche Macht immer noch mehr beschränkt sehen. Seinen Nachfolgern fehlte dieses verfassungspolitische Ziel, wenn sie sonst auch ganz in seinen Bahnen wandelten. So sind z. B. Pufendorfs Ausführungen über den altdeutschen Staat nicht viel mehr als eine Wiedergabe der Conringschen Auffassung, doch ohne dessen politische Ausdeutung und Nutzenanwendung. Als politisches Prinzip war unsere Idee nach dem Westfälischen Frieden zum Absterben verurteilt, denn nun war ja erreicht, was man so lange erstrebt hatte: das Reich war nur noch ein Scheinreich, im Besitze vollster Libertät herrschten die Fürsten unumschränkt in ihren Landen und bedurften des historischen Vergleichs nicht mehr, ihre Forderungen damit durchzusetzen. Wenn fortan das juristisch-historische Schrifttum noch einmal von der altdeutschen Freiheit spricht, so geschieht es ohne politischen Akzent und ohne Gegenwartsinteressen; für Büнау ist die innerstaatliche Freiheit der alten Deutschen gar nur „ungezäumte Unbändigkeit“: Die Frühgeschichte der Idee neigt sich in Deutschland ihrem Ende zu.

Wesentlich vertieft drang sie zum zweiten Male in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von außen her in das deutsche Schrifttum ein, mit dem Einfluß Montesquieus, der bekanntlich die Freiheit der vielgepriesenen englischen Verfassung in Germaniens Wäldern wiederfand: „Si l'on veut lire l'admirable ouvrage de Tacite sur les moeurs des Germains, on verra que c'est d'eux que les Anglois ont tiré l'idée de leur gouvernement politique. Ce beau systeme a été trouvé dans les bois“.⁵ Unter Berufung auf Montesquieu haben Möser und Herder der altdeutschen Freiheitsidee ganz neue Inhalte gegeben, die dann im 19. Jahrhundert weiter ausgestaltet wurden. Da sie aber wesentlich durch Anregungen der französischen und englischen Literatur mitbestimmt sind, können wir in diesem Rahmen den Fortgang der Idee nicht mehr verfolgen, sondern müssen dafür ebenso wie für alle Einzelheiten im Verlaufe ihrer älteren Geschichte auf Hölzles Schrift verweisen.

5. Montesquieu, *Esprit des Lois*, 1748, 1. XI, ch. 6 gegen Schluß. Ähnlich 1. XIX, ch. 27. (Zit. nach Hölzle, a. a. O. 107.)

III. Quellen und Wege.

1. Die deutsche Sprache als Geschichtsquelle.

In dem vorangegangenen Kapitel haben wir gezeigt, wie sich die Historiker des 18. Jahrhunderts zu verschiedenen ausgewählten Fragen stellten, die sämtlich noch heutigen Tages unsere Anteilnahme fordern; unsere Untersuchung trug also bisher vornehmlich problemgeschichtlichen Charakter. Demgegenüber sollen die folgenden Ausführungen vielmehr einen Beitrag zur Geschichte der Methodik liefern: Indem sie nach den Quellen fragen, aus denen unsere Historiker die oben dargestellten Lehren schöpften, und indem sie auch die Weisen ihrer Auswertung betrachten, wollen sie erklären, wie das im vorstehenden nachgezeichnete Germanenbild im einzelnen zustande kam. Eine dieser Quellen ist die Sprache, die man ja zu allen Zeiten gern heranzog, wenn andere, bequemere versiegen: schon antikes Spekulieren hat sich dieses Hilfsmittel für ur- und frühgeschichtliche Verhältnisse bedient. Auch das 18. Jahrhundert machte von dieser Möglichkeit Gebrauch, wie die oft recht kühnen Etymologien zeigen, die in vielen seiner Werke über deutsches Altertum begegnen. Doch nicht von ihnen soll im folgenden die Rede sein — sie sind zu zeitlos-allgemein und wurden übrigens schon damals von einsichtsvolleren Historikern verworfen¹ —, sondern von einer anderen Erkenntnis, die erst der „aufgeklärten“ Wissenschaft erwuchs und mit ihrem letzthin unfruchtbaren Ausgang wieder in Vergessenheit geriet.

Ausgehend von dem innigen Zusammenhang zwischen Sprachform und Sprecher, dessen man sich damit zum ersten Mal bewußt ward, gelangten einige Historiker und Philologen schon im 18. Jahrhundert zu einem ungleich lebensvolleren, weil ursächlicheren Verständnis sprachgeschichtlicher Prozesse, als man es vordem nur

1. Vgl. z. B. Büna u, a. a. O. I, 6 f. — Sch lö z e r, Allgemeine Nordische Geschichte, 260. — H e i n r i c h, Teutsche Reichsgeschichte I, 21. — A d e l u n g, a. a. O., 178 f.

besessen, und indem sie bestimmte formale oder lexikalische Umwandlungen auf die Wirksamkeit sozialpolitischer Ereignisse zurückführten, statt auf irgendwelche „innersprachlichen Gesetze“, öffneten sie zugleich auch der Frühgeschichte ganz neue, weite Ausblicke. Dannenbauer fand diesen der modernen Sprachwissenschaft als „Substrattheorie“ geläufigen Gedanken zum ersten Male ausgesprochen in der Vorrede Chr. L. Scheids zu J. G. Eccards nachgelassenem Werk „De Origine Germanorum“ (1750);² er vermutet, zweifellos mit Recht, „daß dieser fruchtbare Gedanke von Leibniz herrührt, der sich lebhaft mit sprach- und vorgeschiedlichen Fragen beschäftigt hat und dessen Sekretär und Verwalter seines wissenschaftlichen Nachlasses Eccard war“.³ Es heißt dort, p. XVIII s.: „Mutatio linguarum manifeste mutatarum gentium et incolarum aperit vestigia; quod una gens per se linguae corpus non mutet, tametsi diversa novas facies sumat, sed ad mutationem linguae mixtura nationum opus sit, uti exemplis omnium fere linguarum docemur, quae vel a lento commercio cum exteris, vel a subitis irruptionibus aliorum populorum, aliquando etiam mutatione dominorum primam suam faciem et formam amiserunt.“ Doch scheint dieser bahnbrechenden Entdeckung zunächst keine stammbildende Auswirkung beschieden gewesen zu sein, nirgends griff man den ideenreichen Einfall auf —; erst bei Hertzberg und bei Adeling traf ich ihn wieder und das ist vielleicht kein Zufall: Günther hat schon darauf hingewiesen, daß Leibnizens historische Gedanken bei aller vorbildlichen Gediegenheit die zeitgenössische Forschung doch nur gering befruchtet haben, denn „ungleich größer war die Wirksamkeit einer Reihe von Arbeiten auf das historische Interesse und Verständnis der Masse, die in erster Linie dazu bestellt waren, Lehrbücher des Geschichtsunterrichts an den Höheren Schulen Deutschlands zu sein ...“;⁴ erst später habe man sich wieder Leibnizens entsonnen. In der Tat wird man noch in dem historischen Schrifttum der mittleren Jahrzehnte fast vergebens nach dem Namen des genialen Kopfes suchen;

2. Vgl. über dieses Werk auch P. H. Stemmermann, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung, 1934, S. 120 ff.

3. Heinz Dannenbauer, Vom Werden des deutschen Volkes, 1935, S. 32.

4. Felix Günther, Die Wissenschaft vom Menschen, 1907, S. 130.

erst Hertzberg und Adelung, auch Schlözer, haben ihn nach Ausweis mehrerer Zitate wiederum gekannt, und wenn nun auch die Lehre vom Substrat gerade bei diesen zwei Historikern erneut begegnet, so dünkt es mich doch sehr wahrscheinlich, daß sie hier Leibniz' Spuren folgen. Übrigens reproduzieren sie die gemeinsame Vorlage nicht etwa nur, vielmehr bauen beide die empfangene Anregung selbständig und folgerecht noch weiter aus und namentlich Graf Hertzberg dringt dabei erstaunlich tief in die ganze Fragestellung ein: „La langue d'une Nation est un indice assez sûre de son origine et de sa composition. En partant de ce principe, que je croirois, s'il en étoit besoin, pouvoir constater en détail et par une application particulière à chaque nation, on peut adopter pour règle, que les Nations Germaniques des Anglois et des Saxons, unies aux Normans, qui ont la même langue, ont prévalu sur les Bretons . . . ; mais en Italie, dans les Gaules et dans l'Espagne, pays déjà très peuplés et cultivés, le nombre des Romains et des indigènes a prévalu sur celui des conquérans Germains, et ceux-ci ont adopté, ou plutôt mêlé avec leur langue, leurs loix et leurs mœurs celles des Romains; il en est résulté la langue Française, Italienne et Espagnole, dont le fond est le Latin ou ce qu'on appelle lingua Romana, mais qui contient pourtant un grand nombre de mots Teutoniques.“⁵

Noch moderner mutet es uns an, wenn Adelung sogar Akzentverschiebungen aus einer solchen „Erschütterung der Sprachgemeinschaft“⁶ seitens fremdsprachlicher Elemente deutet, „wodurch der Bau des Wortes zerstört und der Sitz des Tones verändert und nur zu oft auf unbedeutende Nebensylben gelegt wird“!⁷ Im übrigen sind Adelungs Ausführungen zu unserem Problem jedoch weit weniger durchdacht als die des preußischen Ministers; er bleibt an der Oberfläche haften und auch die Beispiele sind falsch, die er zur Erläuterung seiner im allgemeinen richtigen Ideen anführt: „Die ewigen Wanderungen, Unterjochungen und Vermischungen der Völker . . . haben von jeher auch die Sprache zer-

5. Hertzberg, a. a. O., 15 f.

6. Der Ausdruck stammt von Hermann Güntert, dem heutigen Hauptvertreter der „Substrattheorie“, vgl. H. Güntert, Der Ursprung der Germanen, 1934, S. 39.

7. Adelung, a. a. O., 343.

rüttet, besonders bey barbarischen Völkern, wo der stolze Sieger seine Sprache so gern dem Besiegten aufdringt, wodurch denn nur zu oft eine gemischte Sprache entsteht . . . Daher haben wir jetzt so wenig reine und ächte Stammsprachen mehr, weil die eben gedachten Ursachen fast auf alle gewirkt und manche dabey mehr als Eine Mischung ausgestanden haben.“⁸

Wenn Karl Penka gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von neuem den Gedanken aussprach, daß Sprachveränderungen einzig aus Völkermischungen zu erklären seien,⁹ so setzte er mithin nur die Ideen eines Leibniz, eines Adelung und Hertzberg in gerader Linie fort. Freilich tat er es ganz unbewußt und ohne Kenntnis dessen, was jene in diesem Punkte schon geleistet hatten, denn mit dem Ende der Aufklärung fiel neben vielen anderen leider auch dieses Resultat ihrer wissenschaftlichen Bemühungen unverschludeter Vergessenheit anheim. Aber „wir glauben die Vermutung aussprechen zu dürfen, daß man sich im 19. Jahrhundert manche Mühe und manchen Irrtum hätte ersparen können, wenn man sich in einschlägigen Schriften des vorangegangenen Jahrhunderts hätte etwas umsehen wollen“: auch für diese Frage hat Günthers in einem anderen Zusammenhang geprägtes Wort¹⁰ seine Berechtigung.

2. Die Bodenaltertümer.

Wenn wir im Rahmen dieses methodengeschichtlichen Kapitels nun auch jene Rolle kurz umreißen wollen, die das gegenständliche Erbe der vorgeschichtlichen Jahrhunderte — Denkmale und Funde — bei den Historikern des Aufklärungsalters spielt, so sei zunächst daran erinnert, daß wir bei dieser ganzen Untersuchung immer nur die akademische und höhere Historiographie vor Augen haben, nicht aber auch die gleichzeitigen Fundberichte oder Grabungsprotokolle.¹ Die Auswertung dieses hier außer Acht gelassenen

8. Adelung, a. a. O., 348 f.

9. Vgl. z. B. Karl Penka, *Origines Ariacae*, 1883, S. 148 ff.

10. Felix Günther, a. a. O., 38.

1. Vgl. außer gelegentlichen Angaben bei Stemmermann, a. a. O. die Literaturzusammenstellung im Anhang zu Theobald Bieder, *Geschichte der Germanenforschung I* (1921); ferner als gute zeitgenössische Bibliographie: Bernhard Friedrich Hummel, *Bibliothek der deutschen Altertümer*, 1787, besonders cap. XXII, § 3 und cap. XXIII.

Schrifttums muß einer besonderen Studie vorbehalten bleiben; diese hätte dann die S t e m m e r m a n n'sche Arbeit über die Beurteilung der deutschen Bodenaltertümer im 16. und 17. Jahrhundert² in gerader Linie fortzusetzen und hinzuführen bis an die Schwelle der Romantik, für die zur Zeit erst W a h l e's monographische Behandlung Karl Wilhelms vorliegt.³ Nur in einem Falle werden wir einmal die Grenze überschreiten und auch ein Werk der anderen Gruppe in unsere Betrachtung einbeziehen.

Sofern die Reichshistorienschreibung des Fundstoffs überhaupt gedenkt, zieht sie doch nur solche Denkmäler heran, die schon die Humanisten auszuwerten wußten: Inschriftsteine, Münzen und dergleichen. Immerhin geht die Kenntnis dieser Dinge wenigstens nicht verloren, man bleibt sich ihres hohen Quellenwerts bewußt. B ü n a u trägt sich sogar mit dem Plan einer besonderen Denkmälerpublikation zur deutschen Frühgeschichte — leider hat er ihn nie ausgeführt —, wobei er freilich wieder nur an diese „redenden“ Relikte denkt, die in West- und Süddeutschland an die Römerzeit erinnern: „Solten bey vieler nöthiger Arbeit dennoch künfftig einige Neben-Stunden übrig bleiben; könnte ich solche vielleicht darzu anwenden, dass aus allen Römischen Müntzen, ingleichen aus andern von denselben übrig gebliebenen Gedenckschriften und Alterthümern dasjenige zusammen suchete, was bloss zur Erläuterung der Teutschen Geschichte dienet, welches wenn es behörig erkläret und dessen Nutzen in der Teutschen Historie bewiesen würde, hoffentlich nicht unangenehm seyn dürffte.“⁴ Davon, daß doch auch die alten Deutschen, unsere eigenen Ahnen, an ihren Wohnplätzen und in ihren Gräbern dies und jenes hinterlassen haben müssen, was zum Teil sogar noch älteren Ursprungs, davon ist bei Büнау nicht mit einem Wort die Rede! Ein anderer Ausdruck der denkmälerfreundlichen Einstellung dieses Autors sind die in Kupfer gestochenen Vignetten, mit denen er die einzelnen Bücher seiner „Genauen und umständlichen Teutschen Kayser- und

2. P. H. S t e m m e r m a n n, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung: Deutschlands Bodenaltertümer in der Anschauung des 16. und 17. Jahrhunderts, 1934.

3. Ernst W a h l e, Karl Wilhelmi (1786—1857) als Begründer der Altertumsforschung in Süddeutschland. In: Neue Heidelberger Jahrbücher 1933.

4. B ü n a u, a. a. O., Vorrede zum I. Teil.

Reichs-Historie“ versteht: Sie sollen seinem Werk nicht nur „ein gutes Ansehen“ geben, sondern „sind auch nicht ohne Nutzen“, „zumahl wenn sie etwas Historisches vorstellen“ und damit „zur Erläuterung und Beweiss der in der Abhandlung vorkommenden Sachen dienen“. Außer verschiedenen Münzbildern, „an deren Alterthum und Richtigkeit niemand zu zweifeln hat“, da die Originale „grösstenteils in E. E. Rath's zu Leipzig Müntz-Schatz vorhanden und daraus geliehen“, sind unter diesen Zeichnungen darum auch „einige Abbildungen von der alten Teutschen Völcker Lebens-Art, Kleidung, Gebräuchen, Waffen und Heerzügen anzutreffen“.⁵

Die Reichshistorienschreibung war ein Kind des deutschen Staatsrechts und schief um die Jahrhundertmitte wieder ein. Ist es nur ein Zufall, daß wir in dem späteren Schrifttum Denkmälern und Funden gerade dort am seltensten begegnen, wo man deutsches Altertum am allerlautesten besingt? Freilich lassen solche Werke häufig jeden Sinn für das geschichtlich Mögliche vermissen und statt gesicherter Ergebnisse bieten sie dem Leser eine Ideologie. So spielt der Fundstoff in Gottfried Schütze's „Schutzschriften für die alten Deutschen und Nordischen Völker“ selbst an jenen Stellen keine Rolle, wo seine erläuternde Verwendung ganz besonders naheläge, z. B. bei der Betrachtung der Begräbnissitten. „Mit den Waffen liessen sie (die Germanen) sich auch begraben . . .“:⁶ Schütze belegt dies durch Hinweise auf Tacitus, auf Saxo und sogar auf die altnordischen Berichte, aber an den Fundstoff denkt er nicht. Auch sonst berücksichtigt er ihn nirgends, immer stützt er sich einzig auf die literarische Überlieferung, die er sehr gut kennt und ausgiebig heranzieht. Nur von den „Donnerkeilen“ und dem an sie geknüpften „thörichten Aberglauben“ ist beiläufig einmal die Rede.⁷

Ein anderer Vertreter dieser durchaus germanenfreundlichen Geschichtsschreibung ist der Zwickauer Prediger Magister Weller, der im Gegensatz zu Schütze aber nie die Grenzen des geschichtlich Möglichen vergißt. In dem Aufsatz „Etwas zum Lobe der Deutschen“ will er eine Probe seiner „patriotischen Gesinnung

5. Büna u, a. a. O., Vorrede zum I. Teil.

6. Schütze, a. a. O. I, 143.

7. Schütze, a. a. O. I, 367.

liefern“, indem er die „rühmlichen Eigenschaften“ unserer Vorfahren beschreibt.⁸ Doch auch ihm fällt es nicht ein, sein leuchtendes Gemälde von altdeutscher Kulturhöhe durch die Bodenaltertümer zu beleben, die nur zur Klärung chronologischer Schwierigkeiten von untergeordneter Bedeutung einmal herangezogen werden, und zwar bezeichnend lebensfremd und falsch;⁹ vielmehr entnimmt auch er die Züge seines Bildes einzig der antiken Literatur, über deren unschätzbaren Wert er sich an anderer Stelle äußert.¹⁰ Es spricht für sich, daß auch die erwähnte stoffkundliche Überlegung, wohl die einzige bei Weller, von einer literarischen Notiz ausgeht — von einer Beobachtung des Tacitus — und daß es wieder eine geschriebene Quelle ist, nunmehr freilich eine solche ganz besonderer Art, nämlich die Heilige Schrift, welche das betreffende Problem für den geistlichen Verfasser ohne Rückstand löst. In einem dritten Aufsatz keimt ihm endlich eine erste Ahnung von dem Quellenwert des Fundstoffs auf, doch weiß er sie natürlich noch nicht auszuwerten. Ebenso wie Büнау weiß er nur mit den „redenden“ Denkmälern etwas anzufangen, allen anderen steht er ziemlich hilflos gegenüber: „In Westphalen, im Lüneburgischen, in Mekelburg, in der Mittelmark, im Magdeburgischen und Anhaltischen trifft man einige wenige Denkmaale aus der alten Zeit an. Was ist aber dieses gegen die grosse Menge im Norden? und wie viel nutzen sie, da sie keine Aufschriften haben? Man hat ja zuweilen einige Todtentöpfe gefunden, von welchen man glaubet, dass sie den alten Deutschen zugehöret; und in der Erde einige Steine, die nach unterschiedenen Formen sind zugerichtet gewesen; und das ist alles . . .“¹¹

Vielleicht haben wir diesen beiden Außenseitern, die den ausgegrabenen Stoff so selten oder gar nicht nutzen, hier schon zu viel Raum gegönnt; es könnte nun leicht scheinen, als ob ihre Einstellung für die damalige Historiographie schlechthin bezeichnend sei, was umso verfehlt wäre, als sie ja beide keine zünftigen Vertreter

8. Weller, Etwas vom Lobe der Deutschen, S. 236, 247.

9. Weller, a. a. O., 245.

10. Weller, Vergleichung der alten deutschen mit der uralten römischen und griechischen Geschichte, S. 332 ff.

11. Weller, Ursachen warum in Deutschland so wenig überbliebene Denkmaale von den alten Deutschen angetroffen werden, S. 72.

dieses Faches sind. In der Tat stellt ihre Haltung höchstens einen Grenzfall dar; die große Menge der Historiker hat auch nach dem Aufhören der Reichshistorienschreibung den Fundstoff gerne mit herangezogen, ja sie hat sogar in seiner Auswertung noch im 18. Jahrhundert gewisse Fortschritte gemacht. Doch wir lassen die Autoren am besten selbst darüber sprechen:

H a n s s e l m a n n s „Beweiss, wie weit der Römer Macht . . . auch in die Hohenlohesche Lande eingedrungen, dargestellt aus denen in solchen Landen noch vorhandenen . . . merkwürdigen römischen Monumenten und andern Überbleibseln“ enthält so viele — überaus subtile — Fund- und Ausgrabungsberichte, daß man das zweibändige Werk auch in das fundstoffkundliche Schrifttum einreihen könnte. Unter den zahlreichen Abbildungen begegnen vortreffliche Grabungspläne römischer Lager und Villen, ferner sorgfältige Fundkarten, die im Text durch einen Katalog erläutert werden; ebensowenig fehlt eine ganz modern anmutende „Vermahnung“ zum besseren Schutz und zur sofortigen Meldung aller beim Feldbau und anderen Gelegenheiten zutage tretenden Zufallsfunde.¹² Allerdings verfolgt der Verfasser mit der ausgiebigen Heranziehung des archäologischen Stoffes hier einen ganz bestimmten Zweck, eben den im Titel schon genannten: Er schreibt mit diesen Dingen wirklich schon Geschichte.

Der hohenlohische Historiker steht im 18. Jahrhundert nicht allein; auch Christian Friedrich Sattlers schwäbische Geschichte ist zu einem guten Teil auf dem Fundstoff aufgebaut. Im Gegensatz zu Hansselmann greift Sattler aber niemals selbst zum Spaten, um durch planmäßige Forschung die Lücken in der Überlieferung zu schließen; er beschränkt sich vielmehr auf die Auswertung der Zufallsfunde, welche ihm zur Kenntnis kommen, außerdem der älteren Bestände, die das herzogliche Antiquarium enthält. Obgleich diese württembergische Sammlung erst verhältnismäßig klein ist, schätzt er sie doch höher als manche umfangreichere des „Auslands“, mit der bezeichnenden Begründung, daß sie „aus dem alleinigen Herzogthum zusammen gebracht“ sei, nicht wie jene anderen „von allen Enden und Orten der Welt“! Ihm bedeuten diese Bodenfunde eben keine amüsanten Kuriosa mehr oder besten-

12. H a n s s e l m a n n, a. a. O., Vorrede zum I. Bd.

falls ein hübsches Rankenwerk zum Ausputze der anderen Quellen, sondern einmalige Dokumente ganz primärer Art, die uns „eine Anzeige von dem Zustand der Gegend dieses Landes in damaligen Zeiten an die Hand geben, ihre Einrichtung der kriegerischen Postierungen, die Handlung und Gewerbe und ein und andere Geschichte erklären“.¹³ Die wichtigsten Denkmäler sind ihm diejenigen, durch die wir von Ereignissen erfahren, die literarisch nirgends einen Niederschlag gefunden haben. So führt die Entdeckung des „zu Marpach im Jahr 1711 bei Ausreutung eines Weinbergs“ gefundenen Bildnisses „eines römischen Kaisers mit seinem capite laureato, dergleichen man ausser Italien in Teutschland schwerlich eines finden wird“, Sattler auf die Frage, „wann die agri decumates errichtet worden, was bisher noch zweifelhaft gewesen“; mit Hilfe dieses neuen Fundes glaubt er den Vorgang jetzt datieren zu können.¹⁴ In einem Punkte bleibt jedoch selbst Sattler den Ansichten einer älteren Zeit verhaftet: Von deutschen Denkmalen ist auch bei ihm niemals die Rede; immer sind es einzig provinziale Altertümer, die er geschickt und klug zu kommentieren weiß. Er denkt also noch nicht daran, daß sich doch auch die eingeborene Bevölkerung im Fundstoff irgendwie zum Ausdruck bringen muß.

Hansselmann und Sattler haben beide in Süddeutschland gewirkt, aus dessen frühgeschichtlicher Vergangenheit die Römerzeit nicht wegzudenken ist —; aber auch die norddeutschen Historiker erinnern sich des Fundstoffs vorzugsweise dann, wenn sie die Varusschlacht oder andere Ereignisse aus der römerzeitlichen Geschichte ihres Landes örtlich festzulegen suchen. 1748 warf die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Preisfrage auf, „wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen“ seien, nach Riffert vielleicht in der Hoffnung, „bei der Beantwortung der Frage die Befreiungsschlacht für das neuauftrebende Preußen in Anspruch genommen zu sehen“.¹⁵ Den Preis trug die von dem Pastor Fein eingereichte Abhandlung davon; zusammen mit

13. Sattler, a. a. O., 10.

14. Sattler, a. a. O., 12 ff.

15. J. E. Riffert, Die Hermannsschlacht in der deutschen Literatur. In: Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 63. Band (1880), 300 ff.

einigen anderen Beantwortungen hat sie Elsner 1750 namens der Akademie veröffentlicht.¹⁶ Endgültig wurden Feins Ansichten erst 1822 von Clostermaier abgetan,¹⁷ doch hatten sie auch vorher schon heftige Kritik erfahren, z. B. von seiten Grupens¹⁸ und des großen Justus Möser.¹⁹ Weder bei Fein noch bei seinen Mitbewerbern spielt der Fundstoff eine nennenswerte Rolle. Ihre Hypothesen gründen sich fast ausschließlich auf die literarischen Berichte, die bei jedem eine andere Auslegung erfahren; Funde werden ebenso wie Sagen oder Flurnamen nur ganz selten einmal eingebaut und dann immer nur als letzte Stütze für die aus diesen anderen Quellen schon fertig abgeleitete Vermutung.²⁰ Übrigens wird auch die durch Schuchhardt untersuchte „Römerschanze“ nahe Potsdam, in der wir heute eine Anlage der jüngeren Bronzezeit erblicken, von einigen Bearbeitern der Preisfrage bemüht, und zwar führen sie „dieselbe zu einem Beweiss der bis dahin gelangten Römischen Macht“ an! Die Akademie veranlaßte deshalb „eine ordentliche Besichtigung“ dieses Denkmals, mit der außer Elsner, ihrem Sekretär, noch der „Königliche Major der Ingenieurs, Herr Humbert“ beauftragt wurde und deren Ergebnis Elsner so zusammenfaßt: „Diese Schanze ist kein Römisches Werck. Vor ein verschanztes Lager ist der Wall zu hoch und zu starck, und der inwendige Platz nicht gross genug. Von einer beständigen Festung oder so genannten Casteel findet man weder Steine, noch ander Mauer-Werck, noch die geringste Überbleibsel oder Spuhren. Es ist auch nicht zu begreifen, wie die Römer in einem solchen Winckel zwischen Morast und Waldungen, welche damahls weit grösser gewesen seyn müssen, und an einem Arm der Havel eine Schanze anlegen wollen, da sie an der Havel selbst nicht dergleichen angeleget, auch hier weder Gemeinschaft mit den ihrigen, noch eine freie Aussicht oder Zufuhr haben und behalten können. Dennoch

16. (Elsner), Sammlung der Preiss- und einiger anderen Schrifften über die, von der Academie vorgelegte Frage: Wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen? vorher gehet eine nähere Beurtheilung und Auflösung derselben Frage. Mit vier Tafeln. Berlin, 1750.

17. Clostermaier, Wo Hermann den Varus schlug. Lemgo 1822.

18. C. V. Grupen, Origines Germaniae I (1764), obs. IV.

19. Justus Möser, Osnabrückische Geschichte I, 148 f. (3. Aufl.).

20. Vgl. Fein bei Elsner, a. a. O., 102.

scheint die Schanze älter als der dreisigjährige Krieg zu seyn Es kan auch wol seyn, dass die Räuber sich eines solchen Schlupfwinkels und Auffenthalts bedienet haben, daher man es die Räuber- oder Röberschanze genennet, woraus mit einer gar leichten Veränderung eine Römer-Schanze geworden.“²¹

Zwei Jahrzehnte später hat sich auch Justus Möser in seiner „Osnabrückischen Geschichte“ (1768) an dem alten Streit um die Örtlichkeit der Hermannschlacht beteiligt. Im Anschlusse an Gruppen²² gibt er der Vermutung Raum, „dass Varus bey Hervord über die Werra und so weiter in unser Land gegangen sey“, denn „dieses war der natürlichste Weg, den Carl der Grosse auch nahm, wie er mit dem sächsischen Heerführer Widekind ebenfalls zuerst im Lippischen und hernach an der Haase schlug“. Überdies wird diese Annahme durch verschiedene Denkmale bekräftigt, welche Möser mit ungleich größerem Geschick für seine These auszuwerten weiß, als die Bearbeiter der Preisfrage für die ihren: „Ich nehme an, dass Varus eben diesen Weg genommen, sich auf dem Haarschen Berg zwischen Wulften und Haaren, worauf sich ein altes verschanztes Lager, nebst einem heidnisch-deutschen Denkmale an seinem Walle befindet, gesetzt, und zuletzt unter dem Düstrupper Berge an der Haase, wo sich die Menge deutscher Grabmäler zeigt, den letzten Stoss empfangen habe. Dieses Schlachtfeld wird durch den Fluss Haase von dem Teufelsbruche am Gretesche geschieden, worin sich noch jetzt zwei grosse unversehrte heidnische Altäre und die Spuren von vielen zerstörten finden . . .“²³ Unter steter Berücksichtigung der Bodenaltertümer spürt Möser auch den Zügen des Germanicus nach, wobei ihm ein „Grabmal römischer Kaufleute“ — „es fand sich darin ein römischer Merkur und um denselben verschiedene Aschentöpfe . . .“ —

21. Elsner, a. a. O., 29 f. Die beigelegte Karte gibt einen anschaulichen Grundriß der Schanze und ihrer näheren Umgebung, und zwar erscheint sie danach als ein Quadrat mit abgerundeten Ecken, dessen Seitenlänge, am Außenrand der Wallkrone gemessen, „280 Pas. commun.“ beträgt. Die vereinzelt auf der Wallkrone und am Abhang stehenden Bäume sind ebenso eingetragen wie Innen- und Außenböschung und die drei Tore — „entrés“ — der Schanze.

22. Vgl. Anm. 18!

23. Möser, a. a. O. I, 147 f.

ebenso weiterhilft wie gleichzeitige oder ältere Münzen, die die Bauern dieser Landschaft „noch beim Plaggenmähen“ finden: „Keine von diesen Münzen übersteigt das Zeitalter dieser Periode; ich habe sie desfalls durchgesehen . . .“²⁴

Bei den bisher besprochenen Werken hatten wir es immer mit Historikern im engeren Sinne dieses Worts zu tun, mochten sie nun zu der Zunft gehören oder dilettieren. Neben diesem „höheren“ Schrifttum geht aber schon im 18. Jahrhundert ein zweiter Forschungszweig einher, bei dem der stoffliche Befund durchaus im Mittelpunkt der Betrachtung steht, nicht nur an ihrer Peripherie, und dessen wichtigste Vertreter Pastoren, Gutsbesitzer und andere Heimatfreunde sind, die fern den Zentren geistigen Lebens auf dem flachen Lande wohnen; ihre Darstellungen betreffen deshalb in der Regel nur ganz kleine Räume, oftmals einen einzigen Fundplatz. Obgleich es aus dem Rahmen unseres Überblicks herausfällt, sei wenigstens ein Beispiel für diese Gruppe noch genannt: die trefflichen „Beobachtungen . . .“²⁵ des Königshainer Gutsherrn Carl von Schachmann (1780), eines der frühesten Vertreter vorge-schichtlicher Forschung in der Oberlausitz. Schachmanns altertumskundliche Bemühungen stehen in innigem Zusammenhang mit seinen geologischen und mineralogischen Studien, zu denen ihm die Berge seiner Heimat immer neue Anregungen gaben. Ihr besonderer Gegenstand sind jedoch die malerisch-bizarren Felsen des sogenannten Totensteins, eines eigenartigen Granitgebildes in den Königshainer Bergen, auf dessen Plattform und in dessen Spalten man schon seit dem 17. Jahrhundert nach Altertümern grub. Schachmann nahm als erster eine planmäßige Untersuchung der geheimnisvollen Stätte vor, deren Gang und Ausbeute er in dem genannten Werkchen aufs genaueste beschreibt. Doch bleibt er nicht etwa bei der Beschreibung stehen; wie Hansselmann und Sattler wertet er den Fundstoff vielmehr auch geschichtlich aus, was umso höher einzuschätzen ist, als es sich hier in der Lausitz ja nicht um römische Inschriftsteine oder Münzen handelt, sondern um ein denkbar sprödes Material, das man nur schwer zum Reden bringt und das auch keine literarische Notiz beleuchtet. An ihrer Stelle

24. Möser, a. a. O., I, 158 f.

25. (Carl v.) Schachmann, Beobachtungen über das Gebirge bey Koenigshayn in der Oberlausiz. Dresden 1780.

zieht Schachmann schon um 1780 das heimatliche Brauchtum des 17. und 18. Jahrhunderts zur Deutung des Befunds heran, ein fruchtbarer Gedanke, dessen Berechtigung auch neuere Untersuchungen an diesem Platz bestätigt haben.²⁶

Mit diesem Ausblick auf die andere, die eigentlich archäologische Arbeit des Jahrhunderts, die zusammenhangslos neben der „höheren“ Geschichtsschreibung einhergeht, sei unsere Betrachtung über die Rolle des gegenständlichen Fundstoffs im Schrifttum jener Zeit geschlossen. Wir sahen, wie sich die Historiker bald mehr, bald weniger auf ihn stützen, ohne daß es uns doch möglich ist, darin eine ganz bestimmte methodische Entwicklung zu erkennen. Immerhin, man zieht ihn zur Erläuterung der sonstigen Quellen gern heran, manchmal sogar zu ihrem selbständigen Ausbau, und wenn Bernhard Friedrich Hummels „Bibliothek der deutschen Alterthümer“ (1787) auch die stoffverarbeitende Literatur schön säuberlich geordnet aufführt,²⁷ wodurch der Autor ihre Gleichberechtigung stillschweigend anerkennt, so spiegelt sich auch hierin die denkmalerefreundliche Gesinnung des 18. Jahrhunderts nochmals wider.

26. Vgl. O.-F. G a n d e r t, Das Rätsel des Totensteins in der Oberlausitz. In: Altschlesische Blätter 1936, S. 86 ff. — Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade der Königshainer Gutsherr die Bedeutung des volkskundlichen Brauchtums für die frühgeschichtliche Forschung erkennt und daß ferner auch sein Freund und Landsmann, der Görlitzer Historiker Karl Gottlob A n t o n, mit diesem Stoffe arbeitet: Gebiete mit gemischtem Volkstum wie die Lausitz bilden ja immer einen guten Nährboden für folkloristische Bestrebungen; man denke nur an die alte Donaumonarchie, wo räumliche Nachbarschaft und praktische Notwendigkeiten ebenfalls schon früh auch zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Fremdvölkern des eigenen Landes führten. Bezeichnenderweise gedenkt Anton dieser volkskundlichen Quellen erstmals in seinem „Versuch über die alten Slawen“, dessen ersten Teil (1783) das Trachtenbild eines wendischen Hochzeitspaares aus der Lausitz schmückt. In seiner „Geschichte der Deutschen Nation“ (1793) kehrt derselbe Gedanke dann auf die germanische Vorzeit bezogen wieder: „Ausser den Nachrichten, die wir den Römern verdanken, fließen uns zwei Quellen, von denen die eine, die Sprache, noch unaufhaltsam dahin rinnet ... Die andere, die aus den Sitten entspringet, versieget manchmal in einigen Gegenden, wenn sie schon bei ihrem fernen Ursprunge zum starken Strom zu werden versprach. Was noch jetzt gemeinschaftliche Sitte ist, war es einst auch ...“ (a. a. O., 60 f.).

27. Besonders in cap. XXII, § 3 (S. 341—348): „Von Urnen und Aschen-töpfen“ und in cap. XXIII: „Von allerhand in verschiednen Gegenden Deutschlandes entdeckten Alterthümern“.

3. Die nordgermanische Überlieferung.

Wenn in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts in einer kleinen nordbadischen Landstadt ein Werk über die Wikingerzeit geschrieben werden konnte, das selbst A. v. Humboldt nutzbringend heranzog, so drückt sich darin nicht nur die romantische Begeisterung aus, die ein einzelner belesener Historiker für Skandinaviens Heldenzeit empfand;¹ vielmehr ist dies bemerkenswerte Schriftchen ohne die Kleinarbeit undenkbar, die man schon in vorangegangenen Jahrzehnten an diese Überlieferung gewandt. Zwar ist hier nicht der Ort, eine Geschichte der altnordischen Studien zu schreiben — dies ist auch längst getan² —; wir wollen uns vielmehr nach der Bedeutung fragen, welche diese Quellengruppe für den aufklärungszeitlichen Historiker der deutschen Frühe hat und welche Stellung sie mithin in dem von uns hier untersuchten Schrifttum einnimmt. Immerhin dürften einige Daten zur Geschichte der Edda- und auch Saga-Forschung wohl willkommen sein.

Schon bei Ole Worm und seinem Kreis ist von der Edda öfter die Rede, auch L a z i u s und C l u v e r kannten sie bereits;³ ein kleines Bruchstück aus der jüngeren Edda teilt Worm selbst 1651 mit, in der zweiten Ausgabe seiner *Danica Literatura antiquissima*. Am Anfang der eigentlichen Eddaforschung steht jedoch ein anderes Werk, steht die etwas jüngere Ausgabe bedeutender Teile beider Edden durch Petrus Resenius von 1655, aus demselben Jahre also, in dem auch das Gotische in den Gesichtskreis der Sprachwissenschaftler eintrat. 1683 gab Resenius noch das von Gudmund Andreae verfaßte *Lexicon Islandicum* zu Kopenhagen

1. Gemeint ist Karl Wilhelmi: *Island, Hvítamannaland und Vinland, oder der Normänner Leben auf Island und Grönland und deren Fahrten nach Amerika schon über 500 Jahre vor Columbus*. Vorzüglich nach altscandinavischen Quellschriften für gebildete Leser. 1842. — Vgl. Ernst Wahle, Karl Wilhelmi (1786—1856) als Begründer der Altertumsforschung in Süddeutschland. (*Neue Heidelberger Jahrbücher* 1933, 55.)

2. z. B. durch Rudolf von Raumer in seiner „Geschichte der germanischen Philologie“ (1870), der die nächstfolgenden bibliographischen Angaben zumeist entnommen sind. — Eine sehr brauchbare kritische Geschichte der älteren Eddaforschung findet sich übrigens schon bei Schölzer, *Isländische Litteratur und Geschichte I* (1773).

3. Vgl. P. H. Stemmermann, *Die Anfänge der deutschen Vorgesichtsforschung*, 1934, S. 103.

heraus, das erste brauchbare Wörterbuch dieses Idioms, welches das Studium des Altnordischen namentlich auf Island und in Dänemark mächtig gefördert hat. Auch der reiche Schatz der Saga-Literatur wurde nun nach und nach bekannt; u. a. machten sich Arni Magnusson (Arnas Magnaeus), Thorlacius, Torfason und die verschiedenen Bartholin um seine Drucklegung verdient.

In Deutschland wurden diese Quellen erstmals durch den Hamburger Konsistorialrat und Professor am dortigen Gymnasium, Gottfried Schütze, weiteren Leserkreisen zugänglich gemacht; auf seine „Schutzschriften für die alten Deutschen und Nordischen Völker“ (2. Ausgabe: 1773, 1776) haben wir in dieser Arbeit ja schon mehrfach hingewiesen. Darin und in anderen Schriften zeigte Schütze ungefähr seit der Jahrhundertmitte immer wieder die Wichtigkeit der altnordischen Texte auf und brachte auch zahlreiche Stellen aus den Edden in ihrer Grundsprache oder in lateinischer Übersetzung als Belege für seine altertumskundlichen Anschauungen bei. 1765 leitete er die deutsche Ausgabe von Mallets Dänischer Geschichte ein, in deren Anhang der Franzose auch einen großen Teil der Snorri-Edda mitgeteilt und gedankenreich erläutert hatte.⁴ Indem die nach Gerstenbergs Vorgang damals in halb Europa Mode werdende Bardendichtung ihre mythologischen Kenntnisse vornehmlich aus diesem Werke schöpfte — Klopstock bekennt in einem Brief an Gleim ausdrücklich den von ihm empfangenen Einfluß⁵ und der junge Herder wünscht, es möge „die Rüstkammer eines deutschen Genies“ werden^{5a} —, wurde es die Grundlage aller späteren Beschäftigung mit dem Stoff und übte so die eingreifendste Wirkung aus.

Wenn Schütze sich mit solchem Nachdruck für die Beachtung des Altnordischen und der in ihm verfaßten Dichtung ein-

4. Mallet, Introduction à l'histoire de Danemarck. Supplement: Monumens de la Mythologie et de la Poesie des Celtes et particulièrement des Anciens Scandinaves. Copenhague 1756. Die deutsche Übersetzung erschien 1765 zu Rostock und Greifswald. — Vgl. über dieses Werk und seine Wirkung neuerdings Friedrich Meinecke, Die Entstehung des Historismus, 1936, S. 203 ff. Danach erschien 1770 auch eine englische Übersetzung, von Percy.

5. Vgl. Hermann Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, 2, 132.

5a. Friedrich Meinecke, a. a. O., 206.

setzt, so leiten ihn dabei weniger philologische Interessen als vielmehr die Überzeugung, daß sich dem Historiker hier eine Möglichkeit erschließe, Denkart und Gesittung der eigenen Frühzeit zu studieren. Was Cluver, Arnkiel, Worm und Keyssler auf Grund der damals erst bekannten Fragmente schon vermutet hatten, daß diese Überlieferung nämlich ein Geschichtsquell ohnegleichen sei, findet Schütze bei näherem Zusehen voll bestätigt: „Seitdem ich mich nach dem Vorbilde meines glücklichen Vorgängers, des unvergesslichen Keysslers, in das Feld der deutschen und nordischen Alterthümer gewaget habe: so bin ich immer der Meynung gewesen, dass man diese Alterthümer aus ihren Alterthümern erklären müsse . . . Lasst uns also die Edda, diesen würdigen Inbegriff der alten nordischen Dichtkunst, um Rath fragen“,⁶ nicht immer nur die vielfach irreführenden römischen Berichte! Ähnlich will sich auch Dreyer bei seinem „Versuch einer Abhandlung von dem Nutzen der heydnischen Gottesgelahrtheit in Erklärung der deutschen Rechte und Gewohnheiten der mittleren Zeiten“ hauptsächlich auf die Edda Islandorum stützen, jenen „so würdigen und in unseren Zeiten fast unentbehrlichen Überrest des grauen Weltalters“, da dies die einzige Quelle sei, „woraus dasjenige, was man von dem Gottesdienst der heidnischen Vorfahren mit Zuverlässigkeit sagen will, müsse geschöpft werden“. ⁷ Natürlich fehlt auch der „Deutsche“ in diesem Kreise nicht. Er zählt es unter seine „angenehmsten Beschäftigungen“, die Edda und was er sonst von den Überbleibseln der nordischen Schriften sammeln konnte, „durchzublättern“. Nur weil sie sich über diese Götzen ausschweigt, können wir erkennen, daß Krodo, Triglaß oder Swantewit erst „neuere Auswüchse“ des ehrwürdigen Väterglaubens sind, mit denen sich abzugeben „ekelhaft und unnütz“ wäre, „weil diese neueren Hirngeburten uns nicht einmal Stoff darbieten, den Charakter und das Genie der Nation daraus“ zu erfahren. „Dieses aber können wir aus denen oft sinnreichen und die römische Fabellehre vielfältig übertreffenden Mythologien der Edda, aus denen bald mit

6. Schütze, a. a. O., I, 302.

7. Der Aufsatz steht im II. Bande der „Sammlung vermischter Abhandlungen zur Erläuterung der deutschen Rechte und Alterthümer, wie auch der Critik und Historie“, Rostock 1756. — Das Zitat ist von S. 558.

der erhabensten Pracht geschmückten, bald in die blosse Schönheit der kunstlosen Natur gekleideten Nachrichten der Wolu-spa, die durchgehends ein ehrwürdiges Gepräge des grauen Alterthums an der Stirne tragen ...⁸

In allen diesen Äußerungen erscheint also die Edda — von den Sagas ist viel seltener die Rede, sie sind wohl noch nicht so bekannt — als eine dokumentarische Quellensammlung erster Ordnung, aus welcher der Historiker Ethos, Glaubenslehre und Charakter der Germanen ungetrübt ersehen kann. Und überall wird ihr auch ein sehr hohes Alter zugemessen: Von den fremden Strömen, die sie mitgestaltet haben, weiß man in diesem Kreis noch nichts. In der Romantik können wir auf Schritt und Tritt ähnlichen Meinungen begegnen. Doch würde ich sie nicht von dieser Seite herleiten, deren Äußerungen erst sehr oberflächlich die hier verborgene Problematik streifen und die überdies — wir werden es noch sehen — zu ihrer Zeit durchaus von anderen Stimmen über-tönt wird, sondern eher wohl von Herder, der den geschichtlichen Kernpunkt jedes Mythos und der Sage viel tiefer von der Idee des Volks- und Zeitgeistes her begriff. Friedrich Schlegel nennt ihn darum den Mythologen der deutschen Literatur und hat auch selbst Mythologie und Poesie als vollgültige Geschichtsquellen für frühe Entwicklungsperioden angesprochen. „Das entsprach seiner Ansicht von der Wirksamkeit geheimnisvoller metaphysischer Potenzen in Völkern und Zeitaltern“; in den Erzeugnissen der Poesie spiegelten sich ihm Volks- und Zeitgeist unverfälscht. Niebuhr griff den Gedanken auf und Ranke hat „ihm in der serbischen Revolution Raum gegeben, vor allem nach Frankreich hat er hinübergewirkt: Thierrys Conquête de l'Angleterre par les Normands (1825) ruht wesentlich auf dieser Grundlage.“⁹ Und auch Karl Wilhelmis Namen dürfen wir in diesem erlauchten Kreise nochmals nennen. Er weist der Edda „einen Ehrenplatz“ unter den Quellen zur deutschen Vorzeitkunde an und tadelt es an Klemm, daß er ihrer in seinem „Handbuch der germanischen Alterthumskunde“ nicht gedacht: „Weisen nicht zumal alle die Hauptresultate der antiquarischen Ausgrabungen ... auf das un-

8. „Der Deutsche“, VI, 222, 271 f.

9. Kurt Borries, Die Romantik und die Geschichte, 1925, S. 214 f.

widersprechlichste darauf hin, dass unsere Altvordern ganz an ein Hel und Valhöll glaubten, wie beide die Edda lehrt!“¹⁰

Wir deuteten schon an, daß neben solchen Lobpreisungen des altnordischen Sagenschatzes durchaus noch andere Stimmen stehen, in denen sich das Eddabild der „aufgeklärten“ Bildungsschicht wohl um vieles treuer ausdrückt —; S c h ü t z e und der „D e u t - s c h e“ erscheinen demgegenüber mehr als Repräsentanten derjenigen Unterschicht (im weitesten Sinne), die infolge ihrer patriotischen Tendenzen und weil ihr die Maßstäbe geschichtlichen Denkens nicht vertraut sind, leicht zu unhistorischen Übersteigerungen kommt. Vielleicht treffen wir die Lage, wenn wir im aufgeklärten Bildungsleben zwei ziemlich scharf getrennte Gruppen sehen, eine bloß empfangende und eine eigenschöpferische, und wenn wir sodann erklären, daß mindestens die Historiker der letzteren diesen „Fabeln“ stets höchst skeptisch gegenüberstanden.

So fallen für M a s c o v alle diese Dichtungen in historiographischer Beziehung schon wegen ihrer inneren Widersprüche weg und weil die wenigsten davon aus jenen Zeiten stammen, in denen das berichtete Ereignis spielt: Welch gute quellenkritische Schulung kommt hierin nicht zum Ausdruck! Er meint deshalb ein anderes Mal, daß man „die Untersuchung über derartig abgeschmackte Fabeln der Mythologie überlassen“ solle —, historische Forschung habe mit ihnen nichts zu tun.¹¹ Was Mascov für die Reichshistorienschreibung der ersten Jahrhunderthälfte war, sind die großen Göttinger auf dem Feld der staaten- und weltgeschichtlichen Bemühungen der zweiten und so ist es wohl kein Zufall, wenn auch S c h l ö z e r die von Schütze so gepriesenen „Quellen“ als unhistorisch abtut: Daß die Geschichte des alten Nordens „nicht über das 9. Jahrhundert nach Christi Geburt hinauf steigt“, sieht er „für keine wesentliche Unvollkommenheit an; aber dass man geglaubt hat, dass sie viel weiter vorwärts gehe, dass man die Fabel an die Geschichte angeknüpft und solchergestalt den erhabenen Namen der letzteren entweiht und verächtlich gemacht hat, ist ein Unglück . . .“¹²

10. In: Heidelberger Jahrbücher der Literatur, 1836, 1174. — Zit. nach E. W a h l e, a. a. O., vgl. Anm. 1.

11. Vgl. Woldemar Goerlitz, Die historische Forschungsmethode Joh. Jak. Mascovs, 1901, S. 21 f.

12. S c h l ö z e r, Allgemeine Nordische Geschichte, 261.

Wenn Adelung dieselbe Ansicht noch 1806 ohne jede Einschränkung verfielt, so erweist er sich auch in diesem Punkte als ein rechter Epigone des aufgeklärten Rationalismus, der zu jener Zeit schon in die Schichten der bloß empfangenden Bildung abgesunken war, während sich die wirklich schöpferischen Kräfte nach Herders Vorgang um eine Berichtigung des überkommenen Vorurteils bemühten. K. E. Sicking hat Adelungs Einstellung zum Mythos und zur Sage namentlich des alten Nordens gut beschrieben. Danach sucht dieser Historiker Dichtung und Geschichte immer scharf zu trennen. „Da ihm eine mündliche Überlieferung der vielen genealogischen Teile und der einzelnen Kämpfe und Fehden (in der nordischen Literatur) unmöglich erscheint, können sie erst in einer späteren Zeit, in der man zu schreiben gelernt hatte, erdichtet worden sein: 'Vor dem Gebrauch der Schrift findet keine Geschichte statt.' Die religiöse Gedankenwelt der Edda erscheint Adelung als ein Konglomerat von christlichen und antiken Gottesvorstellungen. Überhaupt ist die ganze Edda nichts anderes als 'eine bloße Dichtung müßiger Köpfe', 'wozu man den Stoff auf Gerathewohl aus allen Winkeln zusammengetragen, ohne sich darum zu bekümmern, ob alles das auch zu den sonst bekannten rohen Begriffen eines so wilden und ungesitteten Volkes paßte oder nicht'.“¹³ Die Sagas aber dünken ihn vom historischen Standpunkt deshalb unglaublich, weil sie nur einzelne Begebenheiten spiegeln, nicht die großen geschichtlichen Ereignisse wie Wanderungen oder die Einführung des Christentums —, natürlich das ein Irrtum, der sich aus seiner mangelhaften Kenntnis dieser Literatur erklärt. „Man nenne mir hier nicht Jornandes, dessen *vagina gentium* so viele südliche und nördliche Köpfe schwindelnd gemacht hat. Auch er schrieb so gut, als die spätern Scandinavischen Geschichtschreiber, den frühesten Theil seiner Gesichte aus alten Gedichten zusammen, und ist hier also nicht Geschichtschreiber, sondern Dichter.“¹⁴ Namentlich bei der Enträtselung der germanischen Götterlehre haben uns diese poetischen Überreste mehr genasführt als genutzt. Denn „was für Hirngespinnste hat man uns nicht in diesem Stücke für Wahrheiten verkauft, besonders seitdem Gottfried Schütz und

13. Karl-Ernst Sicking, Johann Christoph Adelung, seine Persönlichkeit und seine Geschichtsauffassung. Philos. Dissert. Leipz. 1933, 127 f.

14. Adelung, a. a. O., 17 (Anm.).

andere auch bey uns angefangen haben, die plumpen nordischen Dichtungen als historische Quellen zu behandeln. Wahres wissen wir von ihren Religionsbegriffen blutwenig . . . “¹⁵

In unseren Zitaten war bisher noch nie von dem Problem die Rede, vor das sich heute ein Historiker gestellt sähe, wenn er die Sagas und die Edda zum Aufbau seiner Darstellung heranzuziehen dächte: nämlich von der Frage, ob ihre Angaben überhaupt auf südgermanische Verhältnisse übertragen werden dürfen. In der Tat ist man sich dieser nur von Fall zu Fall lösbaren Schwierigkeit im 18. Jahrhundert kaum bewußt gewesen. Schütze, der die nordischen Texte am ausgiebigsten verwertet, auch die deutsche Frühzeit damit aufzuhellen, denkt ihrer noch mit keinem Wort; er setzt also die Möglichkeit einer solchen Übertragung stillschweigend und ohne weiteres voraus. Anders sein Zeitgenosse Weller, der das hier verborgene Problem zum Gegenstande einer eigenen Untersuchung macht. Sie trägt den Titel „Die genaue Verwandtschaft der deutschen und nordischen Alterthümer“¹⁶ und Weller will darin beweisen, „dass man die nordischen Alterthümer sicher gebrauchen könne, die deutschen daraus zu erläutern“. Zwar „geschieht dieses fast von allen, so von den deutschen Alterthümern geschrieben haben: es kann aber auch nicht unangenehm seyn, den Beweis davon zu lesen, dass man berechtigt ist, solches zu thun.“ Worin besteht nun aber sein Beweis? „Wir nehmen zuerst die Benennung der Wochentage vor uns, denen bey den deutschen und nordischen Völkern einerley Namen gegeben worden . . . Sollte es von ungefähr geschehen seyn, dass die, so in Schweden, Dänemark, Norwegen wohnen, und auch die Einwohner Deutschlands und Britanniens, einem und ebendemselben Tage der Woche einerley Namen gegeben, und solchen von einem Gotte hergenommen haben? Muss nicht dieses von einer genauen Verwandtschaft dieser Völker zeugen?“ In demselben Sinne wollen die Übereinstimmung verschiedener Monatsnamen und die mancherlei Entsprechungen in den beiderseitigen „Bauer- und Kalenderpractica“ verstanden werden; endlich haben auch beide Völker, die nordischen und deutschen, „noch jetzund viele Gebräuche, Meynungen und Aberglauben mit einander gemein, deren Ursprung aus dem Alterthum herzuholen ist . . .“ „Der Schluss, der aus diesem

15. Adeltung, a. a. O., 306.

folget, fällt in die Augen, dass man ziemlich sicher auch in andern Stücken die nordischen Alterthümer zur Erläuterung des deutschen brauchen könne: wenn man gleich in der deutschen Geschichte selbst keine Spur antrifft, dass solches in Deutschland üblich gewesen sey.“¹⁷

Einzig bei Karl Gottlob Anton wird das in Rede stehende Problem einmal im Vorübergehen berührt. Mit seiner Germania-Übersetzung von 1781 will er seinen „Landsleuten ihren Tacitus, ihren Lobredner und Aufbewahrer ehrwürdiger Nachrichten, teutsch liefern“ und dadurch einen Grund legen, auf dem man einst „eine Germanische — nicht fränkisch und sächsisch-deutsche, oder slawisch-deutsche, oder gar aus dem trüben Pfudel der Edda geschöpfte Isländisch-deutsche . . . Geschichte aufführen“¹⁸ kann. Wenn ich die Stelle recht verstehe, steht Anton nicht nur wie Adelung und Schlözer der Edda als solcher mit einiger Skepsis gegenüber, sondern spricht ihr namentlich auch jede Zeugniskraft für die süd-germanischen Verhältnisse ab.

Ogleich er schon mehr der Romantik zugehört, sei zum Schluß noch F. D. Gräters hier gedacht, für den zwischen nordischer und deutscher Vorzeit schlechterdings kein Wesensunterschied besteht, weshalb er die Aussagen der skandinavischen Quellen ohne weiteres auch auf deutschen Grund und Boden übertragen kann. Schon im Titel seiner ersten Zeitschrift (1791 ff.) kommt das ja zum Ausdruck: Sie heißt „Bragur“, vom vierten Band (1796) an auch „Braga und Hermode“, und will „ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit“ sein. Ja, dem achten — und wohl letzten — Band (1812) gibt er in demselben Sinne gar die Aufschrift „Odina und Teutona“, „die es nicht schwer errathen lässt, dass hierunter eine Zeitschrift für die Alterthümer in Teuts und Odins Landen zu erwarten sey“;¹⁹ nach seinem eigenen Ausdruck kehrt er darin „mit Freuden zu des Vaterlandes Vorzeit dies-

16. In: „Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig“ (I), 1754, S. 55 ff.

17. Weller, a. a. O. — Vgl. Anm. 16.

18. Anton, K. K. Tacitus über Lage, Sitten und Völkerschaften Germaniens (1781), aus der „Vorerinnerung“.

19. Aus der Vorrede zum VIII. Band von „Bragur“ (= „Braga und Hermode“ V = „Odina und Teutona“ I), Breslau 1812, S. IX.

seits und jenseits der Belte zurück“!²⁰ Das germanische Altertum erscheint Gräter als derart homogene Einheit, daß er seiner Leserschaft gar nicht erst erklären will, „warum wir die Nordische Vorzeit mit der Deutschen verbinden“²¹ dürfen: „Unser Vaterland erstreckt sich in der ehemaligen und jetzigen Zeit weiter als auf die zehn Kreise des teutschen Reiches. Wer die Sprache der Nation, als seine Muttersprache spricht, ist ein Glied derselben. Und nach diesem Begriffe gehören in den ersten Jahrhunderten die Möso-
gothen und die Scandinavier zu uns.“²² Außer dieser Zeitschrift „Bragur“ und ihren verschiedenen Fortsetzungen gab Gräter seit 1812 noch die „Alterthums-Zeitung“ „Idunna und Hermode“ heraus, die mehr den Charakter eines Nachrichtenblatts für deutsche Vorzeitkunde trägt und ebenfalls sprachgeschichtliche mit historischen und fundstoffkundlichen Beiträgen vereint. Ihr erster Jahrgang erschien in Breslau; sein Schriftleiter war Büschings²³ Mitarbeiter K. T. Heinze, der darin einen selbständigen Aufsatz „Über die Anwendung der nordischen Mythologie auf Germanien“ veröffentlichte.²⁴ Ebenso wie Gräter redet er dieser Anwendung ziemlich uneingeschränkt das Wort und beruft sich dabei auch auf Görres und Friedrich Schlegel, während Jacob Grimm bekanntlich etwas anders über diese Frage dachte.

Doch das führt uns schon mitten in die Meinungskämpfe der Romantik, die ja leider außerhalb unserer Themenstellung liegt. Immerhin, daß unsere Betrachtung so zwanglos in ihr mündet, mag uns noch einmal zeigen, wie alle Grenzen hier zerrinnen und daß die romantische Germanenkunde wenigstens auf diesem germanistischen Gebiet (im engeren Sinne) ohne die mühevollen Vorarbeiten „aufgeklärter“ Historiker und Philologen kaum zu denken ist: Im eifrigen Für und Wider um die Frage nach dem Quellenwert der Edda wie der Sagas hatte man Kritik und Kenntnis dieser Dinge schon im 18. Jahrhundert so weit gefördert, daß die Romantik dann im Grund nur fortzusetzen brauchte, was die Aufklärung begonnen.

20. Aus Gräters Anzeige seiner Zeitschrift „Odina und Teutona“ im „Anzeiger zu Idunna und Hermode“, 1812, Nr. 12.

21. Aus dem „Vorbericht“ zum I. Band von „Bragur“.

22. Aus der Vorrede zum IV. Band, 1. Abtheilung von „Bragur“, 1796.

23. Über Johann Gustav Gottlieb Büsching vgl. Hans Seger, J. G. G. Büsching, zu seinem 100. Todestag. In: „Altschlesien“ II, 169 ff.

24. „Idunna und Hermode“, 1812, Nr. 29.

4. Urgeschichtlich-völkerkundliche Vergleiche.

Bei unserem Überblick über die verschiedenen Hilfsmittel und Möglichkeiten, die der „aufgeklärten“ Germanenforschung zur Verfügung stehen, hatten wir es bisher immer nur mit solchen Quellengruppen zu tun, die in gewissem Umfang schon die Humanisten auszuwerten wußten, wenn sie an den Wiederaufbau deutscher Vorzeit gingen. Daneben erschließt sich dem aufklärungszeitlichen Historiker etwa seit 1750 aber noch eine weitere, indirekte Quelle, die auszuschöpfen dann die Folgezeit nicht müde wird und deren Aussagen namentlich dem sogenannten menscheitsgeschichtlichen Schrifttum des 18. Jahrhunderts sein eigenes Gepräge geben: die Reisebeschreibungen.

Jener universelle Zug, der die ganze Geistesarbeit der Aufklärung belebte, führte auch die Historiker zu einer gewaltigen Erweiterung ihres Blickfeldes. Bis dahin hatten sie sich fast ausschließlich mit dem „aufgeklärten“ Teil der Menschheit abgegeben, nunmehr wandten sie ihre Aufmerksamkeit erstmals auch den „Wilden“ zu oder vielmehr den Naturvölkern, ein Begriff, der sich der veränderten Auffassung zufolge damals neu gebildet hat.¹ Vielleicht können wir uns heute gar keine Vorstellung mehr davon machen, welch regen Anteil die deutsche Bildungsschicht in jener Zeit an ethnographischen Stoffen und Berichten nahm.² In den Wochenblättern dieser Jahre begegnen immer wieder völkerkundliche Nachrichten aus allen Teilen der bekannten Welt. Man verdankte sie teils den zeitbedingten Missionstendenzen der verschiedenen Kirchen und Bekenntnisse, teils der kolonisatorischen Tätigkeit, die Holland, England sowie Frankreich mit dem Ausbau ihrer Handelswege nun betrieben —; endlich unternahm man auch eigens zu Forschungszwecken solche Reisen.³ Sogar in das schön-

1. Vgl. Alexander Ihle, Christoph Meiners und die Völkerkunde, 1931, S. 5. („Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität und Bibliothek“, Heft 9.)

2. Vgl. außer Ihle, a. a. O. z. B. noch: Hans Plischke, Das Zeitalter der Weltumsegelungsfahrten und die Naturvölker. In: Archiv für Anthropologie, Neue Folge XIII, 1930. — Felix Günther, Die Wissenschaft vom Menschen, ein Beitrag zum deutschen Geistesleben im Zeitalter des Rationalismus ..., 1907.

3. Günther, a. a. O., 13 f.

geistige Schrifttum fanden ethnographische Gegenstände damals Eingang, wovon der beispiellose Erfolg von Defoes Robinson Crusoe immer das beste Zeugnis bleiben wird: Die erste deutsche Übersetzung dieses Buches erlebte im Erscheinungsjahre (1721) schon drei neue Auflagen und bis ins 19. Jahrhundert hat es nicht zu wirken aufgehört; auch seine zahlreichen Nachahmungen und seine Wertschätzung in der Pädagogik des 18. Jahrhunderts⁴ sind Ausdruck des Interesses an dieser ganzen Literatur, deren Bedeutung kaum zu überschätzen ist.⁵ „Der alternde Herder erinnert sich aus seiner Jugend, daß damals den Europäern 'in der alten eine neue Welt' aufgegangen sei. Das Blickfeld des Geistes hatte sich in ungeahnte Fernen erweitert, auch dem einfachen Bürger war die Erde klein geworden.“⁶

Unter dem Eindruck der rezenten Primitivkulturen, die sich nun überall dem aufgeklärten Forschungsdrang erschlossen, gelangte auch die Geschichtswissenschaft zu einer ganz neuen Fragestellung: Von evolutionistischen Gesichtspunkten angeregt und getragen, glaubte sie in den „einfachen“ Lebensformen dieser Völker einen Zustand festgehalten, der dem Ausgangspunkt der menschlichen Kultur noch verhältnismäßig nahestünde. Der alte Meinungsstreit um den „Naturzustand“ tritt damit in ein neues Stadium ein,⁷ aber auch die Urgeschichte seines eigenen Volkes sucht man jetzt immer öfter mit Hilfe ethnographischer Notizen zu erhellen: Indem man sich angesichts des Nomadentums der asiatischen Steppe an das Wander- und Hirtenleben der biblischen Erzväter erinnert, erkennt man zugleich in den Daseinsformen der Jägerstämme Amerikas und Afrikas diejenigen der Skythen und Germanen wieder, die griechische und römische Autoren einst beschrieben haben.⁸ Allgemein ist man der Ansicht, daß zwischen den

4. Vgl. Thomas Abbt, Gedanken von der Einrichtung der ersten Studien eines jungen Herrn von Stande, geschrieben 1759, erstmals erschienen 1767. — Einen durch Zusätze von Verfasser und Herausgeber vermehrten Abdruck bringen Abbts „Vermischte Werke“ V (1780), 45 ff.

5. Günther, a. a. O., 16 f. — Vgl. auch Hermann Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, 1, 329. (Ich benutzte die 3. Auflage, 1870.)

6. Günther, a. a. O., 17.

7. Vgl. Plischke, a. a. O., 58 f.

8. Günther, a. a. O., 47. Wohl kein Historiker des 18. Jahrhunderts

Barbarenvölkern der Antike und rezenten Primitiven kein großer Unterschied bestehe, weshalb es auch erlaubt sei, gelegentliche Lücken in dem alten Schrifttum durch entsprechende Beobachtungen neuerer Reisenden zu schließen. Steeb, Zimmermann, Schmidt, Schachmann, Delius, Adelung . . ., sie alle arbeiten immer wieder mit solchen urgeschichtlich-ethnographischen Vergleichen, so daß es mir ein leichtes wäre, Beispiele hierfür anzuführen.^{8a} Ich will mich jedoch darauf beschränken, einige mehr grundsätzliche Äußerungen zu zitieren, mit denen unsere Historiker zu dieser methodischen Frage Stellung nehmen.

Steeb und Schlözer fordern beide geradezu, daß der Prähistoriker die lückenhafte Überlieferung der Alten durch ethnographisches Material ergänze und sanktionieren damit dies Verfahren: „Es ist immer schade, dass wir in der alten Geschichte so wenig Nachrichten von dem wahren Ursprung und dem ersten Alter der Völker antreffen. Denn wenn wir einige wenige Nachrichten ausnehmen, so lesen wir an statt dessen meistens nichts als unerträgliche und die wunderbaresten Fabeln . . . Dem ohnerachtet können wir ein ziemlich wahrscheinliches Gemälde von dem ersten Zustand der Völkerschaften machen, sie mögen gelebt haben, zu welcher Zeit sie wollen. Wir kennen heut zu Tage eine ziemliche Anzahl von Völkern, welche sehr einfach und natürlich leben und wenn wir daher die Beschreibungen der Grönländer, der Hottentotten und der meisten amerikanischen Völker mit der Beschreibung der Scythen, Sarmaten und alten Deutschen zusammen halten, und die Natur des Menschen betrachten, so werden wir den Mangel

war in der Literatur der Reisebeschreibungen so belesen wie die Göttinger Vielschreiber Christoph Meiners; seine Belesenheit wirkt fast ebenso unheimlich wie seine ungeheure schriftstellerische Produktivität! Vgl. die Zusammenstellung seiner wichtigsten ethnographischen Quellen bei Ihle, a. a. O., 8 ff.

8a. Von außerdeutschen Historikern seien hier nur Ferguson (Essay on the history of civil society, 1766) und Goguet ((De l'origine des lois, des arts et des sciences et de leur progrès chez les anciens peuples, 1758) genannt, die beide bald nach Erscheinen auch ins Deutsche übersetzt wurden (1768 bzw. 1760 ff.). Ferguson brachte das Material über die amerikanischen Naturvölker „mit den taciteischen Nachrichten über die alten Germanen und mit antiken Nachrichten über das frühe Rom und Sparta auf einen Nenner“. (Friedrich Meinecke, Die Entstehung des Historismus, 1936, S. 199, 283.)

der alten Nachrichten ersetzen können. Wir werden die grösste Ähnlichkeit zwischen den alten und neuern dergleichen Völkern wahrnehmen. Wir werden sehen . . . , dass sie sehr einfache und wenige Bedürfnisse haben, und dass daher die Triebfedern, von welchen diese Völker angetrieben werden, alle sehr einfach, mehr natürlich als sittlich und überhaupt einerley sein. Ob diese Eicheln, jene Seehunde essen, ist in der Hauptsache eins“⁹

Soweit Steeb, doch nicht viel anders begründet auch der große Schlözer die Berechtigung dieser Arbeitsweise, die uns den „vergessenen Urzustand unserer eigenen Nationen wieder finden“ lasse.¹⁰ Von methodischen Bedenken ist dabei weder hier noch dort die Rede; ohne jeden Vorbehalt baut man die Ergebnisse der Völkerkunde in die Erforschung auch der eigenen Frühzeit ein. Nur bei Meiners drückt sich einmal eine erste Ahnung davon aus, „daß doch ein Unterschied im innersten Wesen solcher Völker bestehen muß, die sich in einem Zeitraum von noch nicht 2000 Jahren zu einer Kultur wie der europäischen des 18. Jahrhunderts erheben konnten und solcher, an denen bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte die Jahrhunderte vorübergegangen sind, ohne sie auch nur in einigen Beziehungen wesentlich vorwärts zu bringen“¹¹ —; leider weiß er aber diese hochbedeutsame Entdeckung noch nicht weiter auszuwerten. Seine zahllosen Aufsätze und Schriften sind alle auf dem Gedanken aufgebaut, „daß das gegenwärtige Menschengeschlecht aus zween Hauptstämmen bestehe, dem Tatarischen oder Kaukasischen, und dem Mongolischen Stamm“; die dem ersten zugehörigen Völker sind edel und „tugendhaft“, die anderen sind Muster aller Schlechtigkeiten.¹² „Aus dieser Beobachtung allein . . . kann man es erklären, warum die Europäischen Nationen selbst im Zustande der Wildheit und Barbarey (d. h. als Germanen, Kelten usw.) sich so sehr von den Wilden und Barbaren der übrigen Erdtheile durch ihre höhern Tugenden, durch ihre größere Empfänglichkeit gegen Aufklärung, durch ihre Verfassung, Gesetze und Art,

9. Steeb, a. a. O., 3 ff.

10. Schlözer, Weltgeschichte I, 55 f.

11. Günther, a. a. O., 47.

12. In aller Breite werden Meiners diesbezügliche Ideen bei Ihle, a. a. O. besprochen. Über die rassenkundlichen Anschauungen der Aufklärung vgl. ferner Plischke und Günther, a. a. O.

zu kriegen, durch ihr Betragen gegen Weiber, Sklaven und überwundene Feinde auszeichneten . . .¹³ Oder ähnlich: „Die Nationen vom edlern Stamm (d. h. vom tatarischen oder kaukasischen) behalten selbst in dem Zustande der höchsten Verwilderung und Ausartung unterscheidende Vorzüge oder Eigenthümlichkeiten vor den Mongolischen. Man wird dies bald finden, wenn man die Schilderungen der alten Teutschen, Hispanier, Scandinavier, Scythen mit den Gemälden der Amerikanischen und Afrikanischen Wilden vergleicht. Nur die Völker vom Tatarischen Stamm hatten ächte Tapferkeit, Freyheitsliebe und andere Leidenschaften und Tugenden großer Seelen . . .“¹⁴

Verglichen mit den Worten Steebs und Schlözers, stellt Meiners' Ansicht unverkennbar einen Fortschritt dar, denn sie weiß schon um die großen Unterschiede, die das frühgeschichtliche Erscheinungsbild der „aufgeklärten“ Völker von den rezenten Primitivkulturen trennen und deren letzter Grund die rassische Verschiedenheit der Träger dieser Zivilisationen ist —, selbst das hat jener vielgeschmähte „Kompilator“¹⁵ schon erkannt! Wenn auch die heutige prähistorische Forschung den ethnographischen Stoff nur mit größter Vorsicht zur Belebung und Ergänzung ihrer eigenen Quellen heranzuziehen wagt, so knüpfen ihre Bedenken an ganz ähnliche Überlegungen an; ein Vertreter der älteren, „anthropologischen“ Richtung unseres Faches hat sie einmal deutlich dargestellt.¹⁶ Übrigens sprach sich ja schon die Romantik gelegentlich gegen solche Rückschlüsse aus der Völkerkunde aus, doch möchte ich darin eher eine Haltung ähnlich der des „Deutschen“

13. Meiners, a. a. O., Vorrede.

14. Meiners, a. a. O., 75 f.

15. Doch vgl. die ihm neuerdings von Ihle, a. a. O. zuteil gewordene gerechtere Beurteilung.

16. Vgl. Moriz Hoernes, Völkerkunde und Vorgeschichte. In: Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik V (1911), 655 ff. Hoernes warnt in diesem heute leider vergessenen Aufsatz vor den „weltumspannenden historischen Konstruktionen, die sich auf rein ethnographisches Material gründen und die entlegensten Kulturkreise der Erde miteinander in Beziehung setzen wollen“. Auch in seinen darstellenden Werken hat sich Hoernes öfter zu dem hier vorliegenden methodischen Problem geäußert, z. B. in seiner „Urgeschichte der bildenden Kunst“ (1. Auflage 1898, 2. Aufl. 1915).

sehen, dessen vaterländisches Empfinden sich instinktiv dagegen wehrte, die geliebten Voreltern mit Caramaniern und Hottentotten in einem Atemzug zu nennen: Wie wohlbegründet diese Abwehr auch methodisch ist, hat er jedoch noch kaum beachtet.¹⁷ So tadelt M o n e einmal das „Unwesen der Beweisführung bei Delius und R ü h s, dass Schamane, amerikanische, afrikanische und andere Wilden herbeigezogen werden, um etwas für die alten Teutschen zu beweisen, wenn die einheimischen und glaubwürdigen Nachrichten für die herrischen Ansprüche der Hyperkritiker zu dumm sind . . .“¹⁸

In welchem Umfang man im 18. Jahrhundert die Völkerkunde in den Dienst der Urgeschichte stellte, mag endlich daraus noch erhellen, daß auch einer der namhaftesten Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft in jener Zeit und Mitbegründer der altsprachlichen Philologie, Christian Gottlob H e y n e, sich dieses Hilfsmittel bediente. In seiner 1763 vor der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gehaltenen Vorlesung „Temporum mythicorum memoria a corruptelis nonnullis vindicata“ klingen dieselben Gedankengänge an, die wir soeben im germanenkundlichen Schrifttum dieser Jahre kennenlernten — auch in Woods Homer-kritik (1769) würden wir sie wiederfinden —; Friedrich Leo gibt sie so wieder: „... Wer den Mythos verstehen und seine Gattungen sondern will, muß vor allem bestrebt sein, sich in Leben und Gedankenwelt der Urzeit und ihrer Menschen zu versetzen. Hierfür geben den wichtigsten Anhalt die Mitteilungen der Forschungsreisenden über Leben und Sitten der wilden Völker; ein Gesichtspunkt, auf den Heyne immer wieder zurückkommt, wie er auch in den Gelehrten Anzeigen mit Vorliebe die Reisebeschreibungen und ethnographischen Werke bespricht.“¹⁹ Sogar eine selbständige

17. Vgl. „Der Deutsche“ II, 329.

18. Franz Joseph M o n e, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa II (1823), 38 f. Gemeint ist D e l i u s' Aufsatz über die Religion der alten Deutschen in den „Nachträgen zu Sulzers Theorie der schönen Künste“ VI (1802) 245 ff. Von Friedrich R ü h s vgl. besonders dessen „Erläuterung über Tacitus Schrift von Teutschland“ (1821) und seine Abhandlung über die Religion der Germanen in „Stäudlins Magazin für Religions- und Kirchengeschichte“ I, 289 ff.

19. Friedrich L e o, Heyne. In: Festschrift zur Feier des 150jährigen

Abhandlung hat Heyne einmal solchen altgeschichtlich-ethnographischen Vergleichen gewidmet; sie trägt den Titel: *Vita antiquissimorum hominum, Graeciae maxime, ex ferorum et barbarorum populorum comparatione illustrata* (1779).²⁰ Vielleicht hat er J. G. Hauptmanns „*Comparatio brevior Germanorum antiquorum et hodiernarum Americae Borealis gentium*“ (1760) gekannt, die das genaue Gegenstück aus dem Bereiche der Germanenkunde darstellt.²¹ In Frankreich war schon 1724 ein gleichgerichteter Versuch erschienen, freilich viel tiefer, umfangreicher;²² sicher sind die deutschen Forscher von seinem Vorgang stark beeinflusst.

5. Die Entwicklung des geschichtlichen Tiefenbewußtseins.

Zu den bemerkenswertesten Fortschritten, die frühgeschichtliche Forschung im 19. Jahrhundert zu verzeichnen hat, gehört die stetig zunehmende Schärfung des Gefühls für die zeitliche Tiefe des prähistorischen Geschehens. Die sonst mit so genialem Weitblick begabten romantischen Vertreter unseres Fachs versagen in diesem Punkte völlig, und Worsaae ließ noch 1878 die Eisenzeit in Nordeuropa erst um 100 n. Chr. einsetzen. Dabei war damals längst der Grund gelegt, auf dem bessere Einsicht hätte aufbauen können: Sowohl die Existenz einer der sogenannten geschichtlichen vorangehenden, nur durch archäologische Denkmale, nicht durch literarische Überlieferung erhellten „prähistorischen“ Gesellschaft wie auch deren Gliederung in zwei bzw. drei Perioden waren schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts ganz geläufige

Bestehens der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen: Beiträge zur Gelehrten Geschichte Göttingens, 1901, 214.

20. In: *Opuscula academica* III. — Vgl. Leo, a. a. O., 225.

21. Zitiert nach Heinrich, *Teutsche Reichsgeschichte* I (1787), 19. — Leider war mir die Schrift selbst nicht zugänglich.

22. Lafitau, *Mœurs des Sauvages Amériquains comparées aux mœurs des premiers temps* (2 Bände, Paris 1724). — Hier wurde „aus unmittelbarster Kenntnis der amerikanischen Naturvölker heraus der Versuch gemacht, ihre religiösen Vorstellungen, Sitten und Einrichtungen mit den Nachrichten der antiken Autoren über die Urzustände der Bevölkerungen von Griechenland und Kleinasien zu vergleichen“. (Friedrich Meier, *Die Entstehung des Historismus*, 1936, S. 74 ff.)

Arbeitshypothesen auch der deutschen Wissenschaft.¹ T h o m s e n hat die altbekannte Einteilung dann nur zum System erhoben und „indem er sein Kopenhagener Museum danach ordnete, machte er diese Periodisierung, die in ihrer Verfeinerung und durch die Unterteilung der Stufen erst die relative Chronologie ermöglichte, zur Grundlage aller weiteren Forschung“.²

Trotzdem geht den Prähistorikern der Romantik das Bewußtsein von der ungeheuren Tiefe des vorgeschichtlichen Zeitabschnitts, wie gesagt, noch beinahe gänzlich ab. Bei dem Versuche, den von ihnen draußen im Gelände ausgegrabenen Fundstoff nach seiner völkischen Zugehörigkeit zu ordnen, beschwören sie in ermüdender Eintönigkeit immer nur die Namen der taciteischen Völkerkarte, auf deren Stämme die archäologischen Hinterlassenschaften schön säuberlich verteilt werden. Auch solche Altertümer, denen wir heute ein viel höheres Alter zuschreiben müssen, wie z. B. den neolithischen Steingeräten, werden von ihnen in die zeitliche Ebene dieser literarischen Quelle projiziert und mit dem Namen derjenigen Völkerschaft verbunden, die nach den Angaben des römischen Schriftstellers in der Gegend des Fundorts saß. Selbst die besten Köpfe machen hiervon keine Ausnahme: So schreibt z. B. Karl W i l h e l m i die Funde aus den steinzeitlichen Grabhügeln des Kraichgaus wie die vorfränkischen Altertümer dieser Landschaft überhaupt, soweit sie nicht römerzeitlichen Ursprungs sind, stets den Chatten zu, deren Siedlungsgebiet er im Anschluß an Tacitus bis hierhin ausdehnen zu müssen glaubt. Auch er deutet den archäologischen Stoff damit „ganz von der Plattform der gesicherten ältesten Überlieferung her und verlegt ihn in ihre Zeit. Die frühe schriftliche Überlieferung nennt für die einzelnen Gaue bestimmte germanische Stämme; der Gedanke, daß

1. Schon Christian Ludwig Scheidius kam in seinem aus hinterlassenen Manuskripten Leibnizens und Johann Georg Eccards zusammengestellten Werk „De origine Germanorum“ (1750) zu der Erkenntnis, daß einmal eine Zeit war, „über die es keine schriftliche Überlieferung gibt und in welche allein die Hinterlassenschaften der damals lebenden Menschen einen Einblick gestatten . . ., daß es überhaupt eine 'vorgeschichtliche Zeit' gibt.“ (P. H. Stemmermann, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung, 1934, S. 122.)

2. Stemmermann, a. a. O., S. 128 f.

vor ihnen andere Völker da gewohnt haben können und daß diese vielleicht als die Erbauer der Hügel in Betracht kommen, tritt nicht in Erscheinung“.³

Anders ausgedrückt, sahen und verstanden die Romantiker den bei Tacitus festgehaltenen Zustand noch nicht als das späte Ergebnis jahrhundertelangen, stufenweisen Werdens, sondern erblickten in ihm ziemlich naiv das anfängliche Bild deutschen Volkstums überhaupt. Da verdient es denn besondere Beachtung, wenn wir in der frühgeschichtlichen Historiographie des 18. Jahrhunderts mehrfach einen nicht geringen Sinn für die zeitliche Tiefe der germanischen Urgeschichte spüren; seine bestimmtesten und einseitigsvollsten Äußerungen seien hier kurz betrachtet.

Aus der ersten Jahrhunderthälfte können wir freilich noch keinen überzeugenden Beleg dafür erbringen, daß man schon damals zu einer deutlicheren Ahnung von der staunenswerten Tiefe des prähistorischen Geschehens vorgedrungen wäre, und das nimmt nicht wunder: Die atomistisch-punktueller Historiographie dieser Jahrzehnte ermangelte bei allen Anläufen zu einer kausal-pragmatischen Vertiefung noch allzusehr desjenigen Blicks für Entwicklung und Zusammenhänge, der am ehesten eine solche Ahnung keimen läßt, und ihrem selbstgefälligen Bildungsstolz fehlte zudem jeder Maßstab für die Würdigung so folgenschwerster vorzeitlicher Leistungen wie etwa der Haustierzähmung oder früher Ständeteilung —, Vorgänge, die nur als Ausdruck und Ergebnis langer Entwicklungsreihen verstanden werden können. Wenn man darum in den Kaiser- und Reichshistorien jener Zeit überhaupt über den Cimbemkrieg zurückgeht, so geschieht es nur, um in einem ersten, einleitenden Kapitel der verschiedenen Hypothesen zu gedenken, die vorangegangene Generationen über Heimat und Herkunft der

3. Ernst W a h l e, Karl Wilhelmi (1786—1857) als Begründer der Altertumsforschung in Süddeutschland. In: Neue Heidelberger Jahrbücher, 1933, S. 26, 28. — Erst gegen Ende seines Lebens kommt Wilhelmi „langsam die Vorstellung von einer größeren Tiefengliederung der vorrömischen Zeit“, so daß er seine Überzeugung von dem germanischen Charakter der süddeutschen Hügelgräber schließlich insofern aufgibt, als er wenigstens einen Teil von ihnen nun den Kelten als demjenigen Volke zuschreibt, das nachweislich vor den Germanen in Süddeutschland gesessen hat. (Vgl. E. Wahle, a. a. O., 64.)

Germanen ausgeklügelt hatten; selber glaubt man freilich kaum mehr an diese „streitigen Muthmassungen“, wie *Mas cov* sie einmal nennt: „Ich habe mich nicht tiefer, als so weit die alten Historici vorangehen, gewaget. Ich komme nicht eher zu den Teutschen, als da sie schon in Germanien wohnen, und bin die streitigen Muthmassungen von ihrem ersten Anzuge mit Fleiss vorbegegungen. Den Anfang machen die Cimbern und Teutonen . . .“⁴ Auf die Darstellung dieses ersten Ereignisses germanischer Geschichte, das sich schon im hellen Licht der Überlieferung abspielt, folgen dann gewöhnlich die Berichte Caesars und der späteren antiken Quellen; ein mehr oder weniger ausführlicher Extrakt aus der „Germania“ bildet gern den Abschluß dieses ersten Theiles. Das deutsche Altertum beginnt hier also immer erst um 100 v. Chr.; vorher war nichts als unhistorisch-legendäres Dunkel, in das einzudringen den Positivismus des rationalistischen Historikers nicht reizen konnte —; vielleicht ist auch die Autorität der Bibel noch zu stark, als daß man diese fernsten Zeiten um jeden Preis aufzuhellen suchen möchte. Immerhin, die vorfränkische Vergangenheit wird wenigstens nicht ausgelassen; sie erscheint vielmehr auch hier schon als Voraussetzung und Grundlage der nachfolgenden Jahrhunderte, die aus ihr begriffen werden wollen, und wenn wirklich einmal ein Historiker mit seiner Darstellung erst später einsetzt, ohne dieser Vorzeit zu gedenken, so fühlt er sich fast immer zu einer

4. *Mas cov*, a. a. O., Vorrede zum I. Band. — *B ü n a u* geht auch in diesem Punkte mit seinem größeren Zeitgenossen überein, wenn er von sich bekennt: „Die Geschichte der Teutschen vor dem Cimbrischen Kriege habe ich allzu verworren, unvollkommen, auch zum Theil fabelhaft angetroffen; daher ich unnöthig zu seyn erachtet, von diesen dunkelen Zeiten in der Historie selbst viel anzuführen, sondern habe lieber nur von ernanntem Kriege meine Erzählung angefangen, weil erst von dieser Zeit an, Teutschland den Römern durch die daselbst geführten Kriege bekannt gemacht, uns aber durch die hiervon aufgezeichneten Nachrichten Gelegenheit gegeben worden, etwas gewissers und nützlicheres vorzubringen.“ (*Bünau*, a. a. O., Vorrede zum I. Band.) Auch *Ludwig Frhr. v. Holberg* beginnt seine „Dänische Reichshistorie“ — dänisch 1732—35, in deutscher Übersetzung 1757 erschienen — erst „mit dem Auszuge germanischer Völker aus dem Norden, unbekümmert um die in die fernste Urzeit wie in die Verbindung mit dem Orient hineinspielenden Hypothesen“. (*Th. Bieder*, Geschichte der Germanenforschung I, 1921, 96.)

ausdrücklichen Rechtfertigung dieses seines ungewöhnlichen Schritts genötigt, was uns deutlich zeigt, daß eine solche Einschränkung des Themas auch im Zeitalter der Reichshistorienschreibung Ausnahme war und auffiel. So lesen wir bei H a h n: „Endlich darff sich niemand wundern, dass ich meine Erzählung allererst von Carolo M. angehoben, ohne auf die ältern Zeiten hinaufzusteigen: Denn ich schreibe ja keine Historie des Teutschen Volcks, sondern der Teutschen Kayser, der Teutschen Könige, mit einem Worte, des Teutschen Reichs, welches unter Caroli Regierung ohnstreitig zu seiner völligen Grösse kommen, und eine gantz neue Gestalt gewonnen . . .“⁵ Ebenso berücksichtigt auch K ö h l e r das frühgeschichtliche Geschehen nicht, sondern läßt seine Reichsgeschichte sogar erst mit Ludwig dem Deutschen anfangen;⁶ aber sehr bezeichnend bemerkt der zeitgenössische Rezensent dazu: „Auch Kenner der Reichsgeschichte vergleichen dieses gründliche Handbuch derselben mit Nutzen; ob sie gleich nicht leicht den Anfang dieser Geschichte mit dem Verfasser erst von Ludwig dem Deutschen herholen . . .“⁷ Im allgemeinen hat jedoch die germanische Vergangenheit in dem historischen Schrifttum dieser Zeit ihren festen, unbestrittenen Platz; gerade seine hervorragendsten Vertreter, M a s c o v und B ü n a u, verweilen gern bei ihrer liebevollen Schilderung, denn: „Wer den Grund der einheimischen Rechte und Gewohnheiten wissen will, muss sowohl in dem Teutschen Alterthum, als ein Liebhaber der Römischen Rechte, in dem alten Rom bekannt seyn . . .“⁸

So erfreulich solche Ansätze zu einer kausal-pragmatischen Geschichtsbetrachtung schon in der Reichshistorienschreibung immer sind und so sehr sie dem beginnenden Verständnis zeitlicher Tiefen Vorschub leisten, wir dürfen sie auf der anderen Seite auch nicht überschätzen. Gewiß haben sie den frühgeschichtlichen Jahrhunderten ihre Zugehörigkeit zur vaterländischen Geschichte sichern helfen, im einzelnen aber hat dieser trockene und äußerliche Pragmatismus Wissen und Erkenntnis noch kaum mehrhen können:

5. H a h n, a. a. O., Vorrede zum I. Teil.

6. Vgl. K ö h l e r, a. a. O.

7. S c h r ö c k h, Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten, II (1766), 251.

8. M a s c o v, a. a. O., Vorrede zum I. Band.

Über die Ergebnisse der Humanisten kam man nicht nennenswert hinaus. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts überwand endlich auch die deutschen Historiker unter dem belebenden Einfluß französischer und englischer Ideen den staatsrechtlichen Standpunkt und indem sie sich von jener älteren „pragmatischen“ Methode lösten, auf die man bisher so stolz gewesen war, und die doch schließlich, veräußerlicht und ganz erstarrt, das historische Gefühl eher gefesselt als gefördert hatte, konnte sich an ihrer Statt jetzt ein ungleich lebensnäherer Sinn für das entfalten, was die Folgezeit „Entwicklung“ nannte. Damit war aber die wichtigste Voraussetzung für die Entstehung eines wirklichen Tiefenverständnisses gegeben.

Michael Ignaz Schmidt, der bei aller Bindung an den unbedingten Rationalismus der Aufklärung ihn in mancher Hinsicht doch schon überwand,⁹ beweist ein beträchtliches Verständnis für wahre Entwicklung, wenn er annimmt, daß die Germanen „noch vor Caesar und Tacitus uns unbekannte Perioden durchgelaufen haben, in welchen eine solche Stimmung ihrer Neigungen und Seelenkräfte durch eine besondere Zusammenwirkung mehrerer Ursachen ist hervorgebracht worden“.¹⁰ Als die Römer sie kennen lernten, waren „die Deutschen nicht mehr in dem Stande der Wildheit, welcher gleichsam der Stand der Kindheit für die Völker ist. Sie mußten schon mehrere Sorge für ihre Nahrung tragen, und eben dadurch, daß sie den Ackerbau einigermaßen trieben, mußten sie auch mehrere Kenntnisse haben, als der sogenannte Wilde gemeiniglich hat . . . Man kann demnach von ihnen sagen, daß sie bereits das Jünglingsalter, welches man den Stand der Barbarey bey Völkern nennt, angetreten haben.“¹¹

Noch konkreter finden wir dieselbe Einsicht bei Christoph Gottlob Heinrich ausgesprochen, der die bei Tacitus geschilderten Verhältnisse bereits als Resultat langen Werdens auffaßt und dem sie deshalb auch schon Ausdruck der zeitlichen Tiefe des urgeschichtlichen Geschehens sind: „Alles zusammengenommen zeigt uns deutlich, dass die Teutschen ein sehr altes Volk seyn, und

9. Vgl. Herbert Eichler, Von Ludewig und Grundling zur Romantik. In: *Histor. Vierteljahrschrift* XXV (1929), 225.

10. Schmidt, a. a. O., I (1783), 25.

11. Schmidt, a. a. O., I (1783), 35.

bereits viele Jahrhunderte, auch wol mehr als ein Jahrtausend, durchgelaufen haben musten. Ihre Verfassung war zu regelmässig, und ihre Grundsätze verriethen zu viel Weisheit, als dass sie sich in einem engen Zeitraum so weit hätten ausbilden können . . .“¹²

Andere Historiker gelangten auf dem Umwege über die Sprachforschung zum Bewußtsein der staunenswerten Tiefe der vorgeschichtlichen Zeit. So verrät Anton durch seine überraschend frühe Ansetzung der Anfänge von Ackerbau und Viehzucht ein höchst beachtliches Tiefenmaß; auf Grund sprachvergleichender Überlegungen geht er nämlich mit ihnen bis in die Zeit des ungetrennten (indogermanischen) Urvolks zurück.¹³

In diesem Zusammenhange muß ferner des Substratproblems gedacht werden. Zwar erscheint es im 18. Jahrhundert einzig als die Frage des süddeutschen Keltentums und wird natürlich auch nur vom Sprachlichen her erörtert, dennoch mag es zum Ausbau des überlieferten Geschichtsbildes nach rückwärts beigetragen haben. Am deutlichsten ist sich der sprachgelehrte Adelung des nichtgermanischen Untergrunds z. B. im süddeutschen Ortsnamenschatz bewußt, Monne¹⁴ hat seine Erkenntnisse später nur weiter ausgeführt: „ . . . Ja es gab sogar eine Zeit, da nicht einmahl die Donau, sondern der Hercynische Wald die Grenze der Deutschen in Süden war, diejenige Zeit nemlich, da Gallische Völkerschaften und unter anderen auch die Boji in den Hercynischen Wald einrückten, obgleich die angrenzenden deutschen Völkerschaften sie sehr bald wieder unterjochten. Von diesem ehemahligen Aufenthalte der Gallier oder Celten in Süden der Donau zeugen noch manche Überbleibsel sowohl in den Volkssprachen, als in den Ortsnahmen, woraus man wohl mehrmals den irrigen Schluss gemacht, dass die Celtische und Germanische Sprache im Grunde eine und eben dieselbe gewesen. (Als Beispiele führt Adelung ganz richtig die Eigennamen Abnoba, Donau u. a. an.) . . . Alles bestätigt den ehemahligen Wohnsitz Gallischer oder Celtischer Völkerschaften in

12. Heinrich, Teutsche Reichsgeschichte, I (1787), 86. — Ganz ähnlich äußert sich derselbe in seinem „Handbuch der teutschen Reichsgeschichte“, 1800, 28.

13. Anton, Geschichte der teutschen Landwirthschaft, 9 f.

14. Vgl. Franz Joseph Monne, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa I, II (1822, 23); z. B. II, 220 ff., 343 ff., 352 ff.

diesen Gegenden, welcher durch die ausdrücklichen Zeugnisse der Schriftsteller hinlänglich erweislich ist.“¹⁵ Auf erste, tastende Versuche, die Vorbevölkerung auch archäologisch zu erfassen, scheint sich die Bemerkung A n t o n s zu beziehen, „noch vor kurzem behauptete man fast allgemein, dass die Slawen ihre Todten nicht verbrant, sondern beerdigt hätten und dass (somit) alle Urnen, die man fände, ältern Nationen zugehörten“. Anton verweist dabei auf eine fundstoffkundliche Veröffentlichung Z i m m e r m a n n s vom Jahre 1772,¹⁶ doch teilt er dessen Meinung nicht. Denn man findet ja „in der Lausiz, in Böhmen und anderwärts ganze ehemalige mit Urnen angefüllte Begräbnisplätze, die man Niemandem als den Slawen zuschreiben kan . . .“¹⁷ Der Kenner weiß, was Anton hier im Auge hat: Er denkt zweifellos an die ausgedehnten und reichlich mit Keramik ausgestatteten Urnenfelder seiner Heimat, die wir heute der bronze- und früheisenzeitlichen „Lausitzischen Kultur“ zuschreiben, deren Träger vermutlich Illyrier gewesen sind. Nach ihnen rückten germanische Stämme in Ostdeutschland ein und erst in der Völkerwanderung wurde das Land vorübergehend von Slawen überschwemmt. Anton hat mithin noch kein richtiges Gefühl für die Tiefengliederung der vorgeschichtlichen Zeit, wenn er die heimatlichen Bodenfunde ohne weiteres den Slawen zuschreibt.

Unsere Zitate haben wohl gezeigt, daß die „höhere“ Historiographie des späten 18. Jahrhunderts zu einem deutlicheren Bewußtsein der zeitlichen Tiefen frühgeschichtlicher Entwicklung vorgestoßen war, als man angesichts der so viel flacheren Vorstellungen im antiquarischen Schrifttum der Romantik zunächst denken sollte; letzteres erscheint in diesem Punkte geradezu als Rückschritt. Doch ist dieses harte Urteil wohl nicht ganz berechtigt, denn es verhält sich ja nicht etwa so, daß die romantischen Ausgräber einfach die theoretischen Bemühungen der älteren Historiker praktisch

15. A d e l u n g, a. a. O. 158 f.

16. J. C. Z i m m e r m a n n, Nachricht von einigen bey Ulzen im Herzogthum Zelle ausgegrabenem Urnen . . ., 1772. — Wird auch erwähnt bei H u m m e l, Bibliothek der deutschen Alterthümer, 348.

17. A n t o n, Erste Linien eines Versuches über der alten Slawen Ursprung . . ., I (1783), 135. Ähnlich II (1789), 89, gegen einen Rezensenten: „In der Lausiz findet man nie Gräber, sondern Urnen mit Asche, Knochen und eisernen, oft kupfernen Gerätschaften angefüllt, aber nie Skelette . . .“

mit Zeichenstift und Spaten fortsetzen, vielmehr bilden sie einen ganz eigenen, aus anderen Anregungen neu erwachsenen Stamm, der sich kaum um die Ergebnisse der vorangegangenen Generation bekümmert.¹⁸ Übrigens würden wir auch im „niederem“ Schrifttum des ausgehenden 18. Jahrhunderts vergeblich nach denjenigen Einsichten suchen, die uns vorhin bei mehreren Historikern der akademischen Oberschicht entgegentraten. Hier leben vielmehr die engen Auffassungen der vergangenen Reichshistorienschreibung noch lange weiter, z. B. bei M e r e a u, der in seiner Abhandlung über die „Abtheilung der teutschen Vorzeit . . .“ „die früheste Einrichtung der Teutschen, da sie blosse herumziehende Völkerhorden ohne bestimmte Regenten waren“, auf einen „Zeitraum von ungefähr 60 Jahren“ zusammendrängt, „der sich etwa bis 40 Jahr vor Chr. Geb. erstreckt“!¹⁹ Ebenso geht bezeichnenderweise auch dem auf den Fundstoff aufgebauten Schrifttum, das im Rahmen dieser Arbeit nur nebenbei herangezogen werden kann, wirkliches Tiefenbewußtsein zumeist noch gänzlich ab, so daß den Romantikern also auch von dieser Seite keine Anregungen werden konnten. Der gelegentliche fundstoffkundliche Exkurs bei A n t o n hat dies ja schon gezeigt, aber auch der treffliche Ausgräber des Totensteins hat noch kaum eine Ahnung von der vorzeitlichen Tiefengliederung. Bei der Ausdeutung des von ihm selbst ergrabenen Fundstoffs bleibt S c h a c h m a n n durchaus an den engen Grenzen des überkommenen Geschichtsbildes stehen; auf den Gedanken einer

18. Die Wandlung des jungen W i l h e l m i scheint mir hierfür bezeichnend: Auf dem Dilsberg versucht er sich zunächst noch „in der selbständigen Fortsetzung dessen, was ihm auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft die Hochschule gegeben hat“, d. h. er beschäftigt sich weiter mit staatengeschichtlichen, mit menscheits- und universalhistorischen Studien. Aber „mit den Gedankengängen der Romantik hat diese Themastellung nichts gemein“. So wendet er sich denn bald von ihr ab und nicht sie, sondern andere Anregungen der Heidelberger Zeit führen ihn schließlich zur Ausgrabung der 14 Sinsheimer Hügel; die romantische Begeisterung für die Geschichte des eigenen Volkes führt ihn dazu. (Vgl. E. W a h l e, a. a. O., 17 f.)

19. Fr. E. C. M e r e a u, Taschenbuch der teutschen Vorzeit, Nürnberg 1794, darin u. a. eine Abhandlung „Über die Verfassung Teutschlands in den frühern Zeiten, Abtheilung der teutschen Vorzeit und Einfluß derselben auf den jetzigen Zustand unsers Vaterlandes“. — „Die sechs Titelkupfer sind aus Cluver genommen“! (Nach der Anzeige durch G r ä t e r in dessen Zeitschrift „B r a g u r“ IV, 2, 153 ff.)

„vorgeschichtlichen“ Vergangenheit, für deren Studium Scherben oder Steingeräte nicht einige unter anderen, sondern unsere einzigen Quellen sind, auf diesen naheliegenden Gedanken kommt er nicht. Bei dem Versuche, die heute teils als „lausitzisch“, teils als slawisch festgestellte Keramik von diesem Fundplatz zu datieren, äußert er, ungemein bezeichnend: „Da es nicht ausgemacht zu sein scheint, dass gleich nach den zeiten Carls des grossen, die heydnischen gebräuche in diesem theil von Teutschland völlig abgeschafft worden sind; so läst sich auch das alter der hier gefundenen gefässe nicht mit gewissheit bestimmen . . .“²⁰ Als ob die Lausitz vor dem achten nachchristlichen Jahrhundert ein menschenleeres Land gewesen wäre!

Abschließend dürfen wir darum sagen: Das schöne geschichtliche Tiefenbewußtsein, das wir bei Heinrich, Schmidt und einigen anderen angedeutet fanden, ist in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Einsicht lediglich der zünftigen Oberschicht, es erfaßt nicht die ganze historische Arbeit dieser Zeit und deshalb bleibt ihm wohl auch die stammbildende Auswirkung auf die folgende Generation versagt.

20. Schachmann, a. a. O., 51.

IV. Haltung und Ziele.

1. Patriotische Ausrichtung.

„In den Tagen, wo deutscher Sinn, dann deutsches Reich vergangen schien, führte sinnende Wehmuth an die Gräber der Umwelt, in nächtlicher Tiefe suchend, woher alles gekommen, damit wir ahnen mögen, wohin es gehe. So entstand diese Geschichte . . .“, nämlich Christian Karl Barths „Deutschlands Urgeschichte“, aus deren 1821 erschienenen „Schlußbemerkungen“ diese Worte stammen.¹ Ein anderer Romantiker, Friedrich David Gräter, erkannte schon um 1812 in der Zunahme des antiquarischen Interesses während des politischen Niedergangs Preußen-Deutschlands im Zeitalter der napoleonischen Fremdherrschaft das doppelte Bestreben wirksam, „an der Betrachtung unsers Alterthums die deutsche Kraft wieder hervorzurufen“ und Trost zu schöpfen aus „dem Umgang mit der Vorzeit“,² deren Heldengeist und stolze Größe immerdar geeignet seien, heranwachsender deutscher Jugend „theils zur Erweckung, theils zur Befestigung ihrer Liebe zum Vaterländischen, ihrer Liebe zu deutschem Sinne und deutschen Tugenden“ zu dienen.³

Solchen Worten braucht man nichts hinzuzufügen; sie spiegeln ganz von selbst das patriotisch-sittliche Bestreben, das die Arbeit der Romantiker auf unserem Gebiet durchdringt und ihren Schriften auch noch unsere Anteilnahme sichert. Nirgends ist das deutsche Altertum hier bloßer Wissensstoff, nur für die Gebildeten bestimmt,

1. Barth, a. a. O., 505.

2. Bragur, ein Litterarisches Magazin der Teutschen und Nordischen Vorzeit, hgg. von F. D. Gräter, VIII (1812), S. 14 (Vorrede).

3. Idunna und Hermode, eine Alterthums-Zeitung, hgg. von F. D. Gräter, III—IV (1814 f.), Vorrede. — Vgl. über beide Zeitschriften: Diese Arbeit, S. 94 f.

nicht für die große Menge —; vielmehr scheint es Eigentum und unverlierbarster Besitz des ganzen Volkes, der nur der Erweckung harret, um noch die eigene Gegenwart mit seinen ethischen Gehalten zu erfüllen, und immer wieder wird darum der erzieherische Wert der frühgermanischen Vergangenheit betont: Im Hünengrab der Lüneburger Heide sieht man ihn ebenso enthalten wie in der geheimnisvollen Welt der Runen und in der nordisch-klaren Luft der Saga. Doch bedeutet dies besondere Verhältnis der romantischen Germanenkunde zu ihrem Gegenstand nicht etwa ein völlig Neues; die besten Köpfe unseres Faches sind sich ihrer völkischen Verpflichtung schon vorher wohl bewußt gewesen, im Hintergrunde ihres Forschens stand stets auch die geheime Absicht, dem Vaterland damit zu nutzen. Ja, patriotische Tendenzen und gekränkter Nationalstolz haben im Zeitalter des Humanismus das Fach recht eigentlich begründet, denn so verschieden jene Naucier, Wimpfeling, Rhenanus, Franck und Bebel das deutsche Altertum im einzelnen auch sahen, gern vereinigten sich alle zum Lob und Preis des deutschen Volkes, dessen alte „taten und geschichten nicht minder sein dan die (der) Römer und Kriechen“ (Aventin): „Quem enim pudeat a tam strenua gente duxisse originem? Certe Romanis minus de sui initio gloriari licet“ (Beatus Rhenanus). Und, ein immer wiederkehrender Gesichtspunkt: „Quis nisi Germani Romanis tot regna et imperium conquisierunt?“ (Bebel).⁴

Ähnliche Gesinnung hat auch im 18. Jahrhundert die Mehrzahl aller Forschenden geleitet; gelegentlich wurde sie ja im Verlaufe dieser Darstellung schon sichtbar. Die folgenden Zitate bringen sie noch einmal klar zum Ausdruck, sie bedürfen keiner weiteren Erläuterung und könnten mühelos vervielfacht werden. Doch wollen wir uns hier auf sie beschränken, zumal der nächstfolgende Abschnitt dasselbe Thema nochmals aufnimmt. Dort wird man dann auch denjenigen Historikern begegnen, die in diesem Abschnitt fehlen, wie Mascov, Büнау, Möser, Schlözer, ferner dem Phantasten Zschackwitz, dessen vaterländisches Empfinden fast ins Chauvinistische verzerrt scheint.

Mehrfach geben unsere Autoren zu verstehen, daß sie „aus Liebe“ zu ihrem Vaterland oder zu dessen „Nutzen“ schreiben, auch

4. Alle drei Zitate nach Heinz Dannenbauer, Germanisches Altertum und deutsche Geschichtswissenschaft, 1935, S. 22.

zur höheren Ehre deutschen Volkstums, das sich noch immer nicht auf seinen eigenen Wert besonnen habe —; ihre Arbeiten sind also ein Ausfluß ihrer patriotischen Gesinnung und indem sie diese ganz bewußt geschichtlich unterbauen, wollen sie sie auch bei ihren Volksgenossen stärken. Bei H a n s s e l m a n n und S a t t l e r kommt diese Absicht klar zum Ausdruck,⁵ aber auch der Pfarrer W e l l e r ist in erster Linie Patriot, wenn er das Lob der alten Deutschen singt, ja er will mit seinem Aufsatz geradezu „eine Probe seiner patriotischen Gesinnung“ liefern.⁶ Noch deutlicher spricht es S c h ü t z e aus, worin er letzten Endes Ziel und Inhalt seiner Arbeit sieht, die ihm so wenig wie den anderen nur gelehrter Selbstzweck ist: „Bey allen meinen Schutzschriften für die alten deutschen und nordischen Völker habe ich immer einerley Absicht gehabt; und diese meine patriotische Absicht werde ich auch bey dieser Schutzschrift nicht verläugnen können. Mögten wir doch endlich einmal aufhören, uns unsrer redlichen Väter zu schämen . . .!“⁷

Gelegentlich wird die Beschäftigung mit deutscher Vorzeit schon im 18. Jahrhundert als Weg und Mittel politischer Willensbildung hingestellt, am nachdrücklichsten vielleicht nicht zufällig von Ewald Graf von H e r t z b e r g, jenem bedeutenden Minister Friedrichs des Großen, der als Kurator der Berliner Akademie zwischen 1780 und 1787 jährlich einmal in ihr sprach, und zwar immer anläßlich der öffentlichen Festsitzung, mit der man Ende Januar den Geburtsag des Monarchen feierte. „Quoique ces discours ayent été ordinairement composés fort à la hâte, en un ou deux jours avant les assemblées de l'Académie à cause des occupations multipliées de l'auteur, et que par conséquent il n'ait pas pu mettre beaucoup de soin ni à l'objet de ces écrits, ni à la diction dans une langue qui lui est d'ailleurs étrangère, les connoisseurs out pourtant trouvés dans ces petites pièces des recherches d'antiquité et des observations politiques qui ont excité leur attention et leur intérêt.“⁸ Wir haben es hier nur mit der ersten der acht Reden

5. Besonders in den Vorreden ihrer Werke, siehe das Verzeichnis des benutzten Quellenschrifttums im Anhang zu dieser Arbeit.

6. W e l l e r, Etwas vom Lobe der Deutschen, 236.

7. S c h ü t z e, a. a. O. I, 326.

8. Huit Dissertations, que M. le Comte de Hertzberg . . . a lues dans les

des trefflichen Mannes zu tun; 1780 gehalten, trägt sie den langen Titel: „Dissertation tendant à expliquer les causes de la supériorité des Germains sur les Romains et à prouver que le Nord de la Germanie ou Teutonie entre le Rhin et la Vistule, et principalement la présente Monarchie Prussienne, est la patrie originaire de ces nations héroïques, qui dans la fameuse migration des peuples ont détruit l'Empire Romain, et qui ont fondé et peuplé les principales monarchies de l'Europe.“⁹ Die von liebevollster Anteilnahme an der frühgermanischen Vergangenheit getragene Darstellung klingt in eine kurze Würdigung der wichtigsten brandenburgisch-preußischen Regenten seit Albrecht dem Bären aus; ihre letzten Worte, um derentwillen sie hier nur genannt wird, aber lauten: „Je crois que l'idée d'un pareil caractère national (gemeint ist der im vorangegangenen geschilderte germanisch-preußische), que le souvenir et la représentation des vertus et des grandes actions de nos ancêtres peuvent et doivent contribuer beaucoup à entretenir et à perpétuer ce beau feu du patriotisme, de la vertu civile et militaire et de ce caractère national, dans l'esprit de la jeunesse, de la Noblesse, des citoyens et de toute la nation. C'est dans cette vue, que j'ai tracé cette esquisse du tableau de l'ancienne nation Germanique Je m'estimerois heureux, si on y reconnoissoit les sentimens d'un citoyen digne de son Souverain, de sa nation et de ses ancêtres.“ Hertzbergs schöne Worte erinnern uns vielleicht daran, daß dieselbe preußische Akademie schon ein Menschenalter vorher die frühgeschichtliche Vergangenheit einmal in den Dienst der vaterländischen Idee gestellt, in jener Preisfrage von 1748, von der in dieser Arbeit schon des öfteren die Rede war:¹⁰ J. E. Riffert will hinter ihr die „egoistische Erwartung“ spüren, man werde bei der Beantwortung der Frage die Befreiungstat des Cheruskerfürsten auf preußischen Grund und Boden legen.¹¹

assemblées publiques de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Berlin . . ., Berlin 1787. — Das Zitat ist aus dem Avis des éditeurs.

9. Auch die Rede vom 30. 1. 1783 ist z. T. der germanischen Frühgeschichte gewidmet: Dissertation sur les Révolutions des Etats et particulièrement sur celles de l'Allemagne.

10. Vgl. besonders S. 82 ff. dieser Arbeit.

11. J. E. Riffert, Die Hermannsschlacht in der deutschen Literatur.

Damit sei fürs erste abgebrochen; im folgenden Kapitel wird uns dasselbe Thema, leicht abgewandelt, noch einmal beschäftigen. Schon die bisherigen Zitate haben wohl gezeigt, daß sich die Historiker des 18. Jahrhunderts keineswegs mit der Vermittlung trockenen Wissenstoffs begnügten, sondern daß in vielen Fällen, vielleicht gar bei der Mehrzahl, daneben auch der Wille stand, diese geschichtlichen Potenzen zur Weckung und Vermehrung der nationalen Kräfte ihrer eigenen Zeit zu nutzen: Vaterlands- und Heimatliebe sollten im ganzen Volk gestärkt, der Stolz auf eine ruhmvolle Vergangenheit in aller Herzen eingegraben werden, damit er die Nation zu umso größerer Leistung für die Gegenwart erziehe. Natürlich konnte dieser Wille nur aus einer Haltung wachsen, welche die persönliche Beziehung ihres eigenen Ichs zu jenem Altertum erfaßte, welche, anders ausgedrückt, in dessen Trägern trotz Heidentum und „Barbarei“ in erster Linie Blut von ihrem Blute, ja die eigenen Ahnen sah. Auch hierfür haben die Zitate dieser Arbeit schon manchen deutlichen Beweis geliefert und das folgende Kapitel wird noch weitere erbringen. Einige andere Exkurse dieses Inhalts seien bereits hier betrachtet; sie mögen uns die Vorstellung vom patriotischen Charakter eines Großteils unseres Schrifttums immer mehr vertiefen helfen.

So rühmt Weller mit Stolz die unbezweifelbare Abstammung der heutigen Deutschen „von jenem uralten und berühmten Volke“ der Germanen,¹² welches die Römer einst an Rhein und Donau kennen lernten, und das seinerseits gewiß nicht von den Scythen hergekommen, wie etliche Historiker vermuten. Vielmehr „beruhet die Ehre unserer uralten Vorfahren darauf, dieses zu läugnen. Es ist schimpflich für sie, ihnen solche Stammältern zu geben, von welchen die alten Geschichtsbücher so viel unanständiges und boshafte melden Es werden in den ältesten Nachrichten den alten Deutschen so viel edle Eigenschaften zugeschrieben. Sollten sie also von einem Volke abstammen, an dem so viel grausames und lasterhaftes ist angetroffen worden oder sollten wir die ihnen beygelegte Ehre so sehr durch einen erdich-

In: Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 63. Band (1880), 300 ff.

12. Weller, Ursachen . . ., S. 77.

teten Ursprung verdunkeln? Worauf soll sich solcher gründen? Womit wollen wir ihn beweisen?“¹³

Gelegentlich faßt sich der aufgeklärte Autor sogar als Nachfahr eines ganz bestimmten Stammes auf, desjenigen natürlich, der zu Tacitus Tagen in der Gegend seiner Heimat wohnte; die innere Verbundenheit mit jener fernen Zeit und ihren Menschen erhält dadurch noch stärkeren Ausdruck. So fühlt sich der Frieser *Wiarda* chaulisch-sächsischen Geschlechts, und mit Wärme teilt er mit, was Tacitus zum Lob der Chauken vorbringt: Er hat ihnen entschieden „das beste Zeugnis“ ausgestellt. Ihre Nachkommen, die Sachsen, waren freilich „offenbare Seeräuber. Dennoch haben wir nicht so sehr Ursache, uns dieser unserer sächsischen Vorfahren zu schämen. Wir müssen uns nur in das damalige Zeitalter zurückversetzen. In der Stärke und Tapferkeit setzte damals der Deutsche den grössten Ruhm . . .“¹⁴ Ähnlich war es ja auch *Klopstock's* höchster Stolz zu wissen, daß er und sein Freund Gleim reinstem Cheruskerblut entstammten, denn nur diesem Volke hat man es zu danken, daß die Deutschen heute nicht wie die Franzosen eine fremde Sprache reden. „Als er einmal bei der Untersuchung der deutschen Alterthümer auf eine Stelle stösst, die ihn einen Augenblick zweifeln macht, ob er in Wahrheit Cherusker sei, überfällt ihn entsetzlicher Schreck“!¹⁵

Auf besonders schöne Weise hat jedoch der Pastor *Fein* das ihn beseelende Gefühl lebendigster Verbundenheit mit unserer Vorzeit ausgedrückt; ich kann mir nicht versagen, auch seine Worte hier noch zu zitieren: „ . . . Als die herschsüchtigen Römer vor mehr denn 1700 Jahren über die Weser in diese Lande vom Rheine hereindrungen, stellte Fürst Arminius, der unsterbliche Retter der Deutschen Freiheit, seine Völker samt den Catten auf dem Idistauischen Gefilde. Eben daselbst stellte der heutige Retter der Deutschen Freiheit, unser allertheurester Landes-Vater und König, Georg der Andere, sein Volk den herschsüchtigen Franzosen entgegen, als dieselben im Jahr 1741 aus Westphalen über die Weser sezen und ins Hannoversche Land eindringen wolten. Die Hanno-

13. *Wetter*, Beweis . . ., S. 240 f.

14. *Wiarda*, a. a. O. I, 4, 39 f.

15. *Hermann Hettner*, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts III², 134.

veraner, der Cherusker Nachkömmlinge, stunden bei Tundern, die Hessen, welche vormahls Catten hiessen, unter Hajen neben Grohnde. Die Natur hat diese Gegend zu einem Sammel-Plaze geschickt gemacht: Die kluge Wahl der weisen Landes-Fürsten hat sie zu solchem Gebrauche auserkoren.“¹⁶ Ohne jeden Bruch gehen Altertum und Neuzeit für unseren Verfasser ineinander über. Wie ihm die heutigen deutschen Stämme als unmittelbare Erben der frühgeschichtlichen Zeit erscheinen, als Nachfahren der alten Völkerschaften ihres Raumes, so lenkt auch das politische Geschehen der bewegten Gegenwart die Gedanken des Betrachters in das eigene Altertum zurück, in dessen Dämmer seine Väter ein ähnliches Geschick bestanden, und ein gerader Weg führt von dem bewunderten Armin zu dem jetzigen Landesherrn, die er wie Ahn und Enkel zeichnet, wie Glieder einer und derselben Sippe.

Die letztzitierten Worte schrieb Fein im Jahre 1748. Wer es nicht wüßte, möchte sie vielleicht ins Zeitalter der Romantik setzen, aus dem die ersten zwei Zitate dieses Abschnitts stammen. Doch wie wir soeben sahen, ist die patriotische Besinnung im frühgeschichtlichen Schrifttum der Romantik ja keineswegs etwas ganz Neues, vorher völlig Unbekanntes. Neu ist nur, daß diese Haltung nunmehr die Gesamtheit aller Forschenden erfaßt, während sich im 18. Jahrhundert zwar sehr viele, doch nicht alle Historiker zu ihr bekannten. Namentlich die repräsentativsten Exponenten aufklärungszeitlicher Historik — ich denke an die großen Göttinger — lassen bei ihren Schilderungen deutschen Altertums patriotisches Gefühl und emotionale Anteilnahme leider beinah ganz vermissen: Indem sie diesem Gegenstand höchstens ein antiquarisches Interesse abgewinnen, kommen ihre Darstellungen über eine nüchterne Vermittlung historischer Tatsächlichkeiten nicht hinaus. Am Beispiel Schlözers wird uns das der nächste Abschnitt noch des näheren erweisen.

2. Wunschbild und Wirklichkeit.

Seit man sich überhaupt mit dem germanischen Altertum beschäftigt, hat hier und dort auch die Tendenz bestanden, diese ferne

16. Fein bei (Elsner), Sammlung der Preiss- und einiger anderen Schriften . . ., 103.

Zeit und ihre Träger, unsere Ahnen, so licht und groß wie immer möglich darzustellen, ohne Rücksicht darauf, ob dieses glänzende Gemälde auch fest genug gegründet sei oder ob es wenigstens den Rahmen dessen wahre, was geschichtlich möglich scheint. Zu allen Zeiten hat es aber auch Historiker gegeben, die diese Idealisierung der Vergangenheit bekämpften, nicht weil es ihnen an patriotischer Gesinnung fehlte oder weil sie sich der eigenen Vorzeit nicht verbunden fühlten, sondern aus der einsichtsvollen Überzeugung, daß sie durch strenge, objektive Quellenforschung ihrem Volke ungleich besser dienen könnten. Oder wie es S y b e l einmal formuliert hat: „Der beste Patriotismus ist nichts als klare Einsicht in die starken und die schwachen Seiten der Nation, und legte die Geschichte, was ich für die Germanen in keiner Weise zugebe, vornehmlich von den letzteren Zeugnis ab, so würde das bloß patriotische Zudecken derselben ebenso unwissenschaftlich als unpatriotisch sein.“¹

Aus der humanistischen Literatur haben S t e m m e r m a n n² und D a n n e n b a u e r³ eine ganze Reihe solcher ungeschichtlichen Verzeichnungen gesammelt, die alle von dem Streben zeugen, Wunschbilder und Neigungen der eigenen Zeit in die Vergangenheit hineinzutragen. Auch in unserem Jahrhundert fehlt es nicht an

1. In „Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ III (1845), 347. — Zit. nach Heinz D a n n e n b a u e r, Germanisches Altertum und deutsche Geschichtswissenschaft, 1935, S. 30. Vgl. auch die schönen Worte, mit denen F. J. M o n e seine „Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa“ (1822 f.) abschließt: „... Unglauben, wie er auch durch Überverständigkeit beschönigt wird, zerstört eben so die Einsicht in das geistige Leben der Vorwelt, als der Glauben ohne Gründlichkeit, der, wenn er in der Nacht des Alterthums einige Lichter erblickt, nun frohlockend meint, es bedürfe nur seiner Ansicht und Einbildung, um aus den zerstreuten und von ferne gesehenen Lichtern der Mitwelt einen Tag hinzuzaubern, wie er im Alterthum gewesen. Bewahre sich vor beidem, wem es um die Sache ernst ist. Man braucht in sie weder Liebe noch Hass hineinzutragen, da Ein Ergebnis, das nicht mehr bestritten und bezweifelt werden kann, mehr als hinreichend ist, uns gerecht im Urtheil zu machen, dieses nämlich, dass mit dem nordeuropäischen Heidenthum, vorzüglich mit dem teutschen, und celtischen, eine grosse Menge und Tiefe der Wissenschaften der Vorwelt untergegangen ist.“

2. P. H. S t e m m e r m a n n, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung, 1934.

3. H. D a n n e n b a u e r, a. a. O.

derartigen Versuchen, doch treten sie in Anbetracht der Fortschritte von Quellenkenntnis und Methode mehr und mehr zurück. Grundstimmung in der Forschung dieses Zeitraumes ist vielmehr ein „ruhiges, aber warmes nationales Selbstgefühl“ (Dannenbauer), das mit sicherem Instinkt den goldenen Mittelweg beschreitet: Ohne in die Übertreibungen gewisser Humanisten zu verfallen, fühlt man sich der eigenen Vorzeit und den Ahnen dennoch tief verbunden. Ein kurzer Rückblick auf die wichtigsten der hier behandelten Historiker mag uns das noch einmal zeigen; wir gehen sie dabei etwa nach ihrer zeitlichen Folge durch.

Was Dannenbauer in Bezug auf M a s c o v sagt, gilt für die Reichshistorienschreibung allgemein: Man lehnt es entschieden ab, „die Germanen ungeschichtlich zu idealisieren“, freut sich jedoch „des gesunden, kräftigen Volkes, das in einfachen Verhältnissen lebend, sich zweckmäßige Ordnungen seines Daseins geschaffen hat, gleich weit entfernt von Anarchie wie von Tyrannei, und durchaus entwicklungsfähig“.⁴ Nach Wissenschaften und schönen Künsten darf man in diesem Zeitraum nach Mascovs Meinung „weniger fragen, da es noch zweifelhaftig, ob sie einmahl Buchstaben gehabt . . .“ Aber „gleichwie Rom erst angefangen, die freyen Künste zu lieben, als es selbige von dem überwundenen Griechenland kennen gelernt, so haben auch die Teutschen, als sie Meister von den Römischen Provintzen geworden, die Studia, so sie in selbigen, wiewohl in grossem Verfall, gefunden, angenommen, und nicht allein fortgetrieben, sondern auch hernachmahls einige davon, durch viele treffliche Erfindungen, dergestalt erhöht, dass sie der Welt gezeigt, wie ihre Köpffe nicht allein geschickt, nachzuahmen, sondern auch zu erfinden.“⁵ Mascov gründet seine Darstellung des deutschen Altertums noch ganz und gar auf die antiken Quellen, vor allem die „Germania“ wird ausgiebig herangezogen. Dabei ist es wieder sehr bezeichnend, daß er besonders gern bei ihren wohlwollenden Nachrichten verweilt, während er über dunkle Züge, wie die schlimme Trunksucht der Germanen, rasch hinweggeht oder sie womöglich zu entschuldigen sucht: „Nur tadeln die Griechen und Römer durchgehends ihre Begierde zum Trunke. Die

4. H. Dannenbauer, a. a. O., 11.

5. Mascov, a. a. O. I, 54.

Deutschen konnten zwar bey ihrem Climate und Lebens-Art mehr als die Völker in warmen Ländern vertragen; haben aber vielmals selbst erkannt, dass sie das Mass überschritten.“⁶

Diese ebenso warmherzigen wie klugen Worte kennzeichnen Mascovs Einstellung genügend. Weder dichtete er den Germanen Kenntnisse und Fertigkeiten an, die sie zu jener Zeit unmöglich schon besitzen konnten, noch stellt er sie mit irgendwelchen Primitiven auf eine und dieselbe Stufe —; durch die Betonung ihrer großen Bildungsfähigkeit rückt er sie im Gegenteil weit von diesen ab. Es ist einfach die spätere Kulturation im Kindesalter, als die uns das Germanenvolk in seiner Darstellung begegnet, und zwar ist sie so geschildert, daß der Leser jetzt schon fühlt, sie wird die Welt einst von sich reden machen.

Ganz ähnlich scheint auch Mascovs Zeitgenossen Büna u das deutsche Altertum beschaffen. Weit davon entfernt, es irgendwie zu idealisieren, gibt er vielmehr zu bedenken, ob Tacitus die Deutschen nicht „aus allzu grosser Verwunderung mehr erhoben, als er in der That Ursache darzu gehabt . . .“⁷ und von Übertreibungen, die falscher Nationalstolz eingegeben, will er schon gar nichts wissen: „Die meisten Teutschen Scribenten neuerer Zeiten haben sich äusserst bemühet, die Tugenden ihrer Vorfahren auf das höchste zu erheben und ihre Fehler zu unterdrücken; wolte man aber die Sache genau untersuchen, so würde leicht zu zeigen seyn, dass darwieder vieles eingewendet werden könnte. Vieles sind Schein-Tugenden gewesen, weil es an Anreizungen zum Bösen gefehlet. Vieles werden als Tugenden angegeben, so nicht sowohl aus der Erkänntniss Gutes und Böses, und aus einem freyen Willen und wahrem Abscheu vor den Lastern, als vielmehr von der angenommenen beständigen Gewohnheit, Erziehung und rauhen Lebens-Art hergerühret. Genung, dass das alte Teutschland in ein und andern Stücken nicht allein andere Barbarische Völker, sondern die in ihren Gedancken allein klugen Griechen und Römer übertroffen, ob es gleich auch in Teutschland an vielen im Schwang gehenden und herrschenden Lastern nicht gefehlet.“⁸ Ebensowenig billigt Büna u die gelegentlich noch im 18. Jahrhundert vorge-

6. M a s c o v, a. a. O. I, 45.

7. B ü n a u, a. a. O. I, 59.

8. B ü n a u, a. a. O. I, 61 f.

nommene Verchristlichung der altgermanischen Religion, die „einige neuere Scribenten“ „von aller Abgötterey entschuldigen“ wollen, „allein mit schlechtem Grunde“:⁹ Die Verehrer Thors und Wotans sind und bleiben einmal Heiden.

Ein später Nachfahre der Reichshistorienschreibung ist Christoph Gottlob H e i n r i c h: nicht nur in der Wahl des Themas lehnt er sich eng an diese an — deutsche Reichsgeschichte steht damals, um 1800, längst nicht mehr im Mittelpunkt historischen Interesses, kultur- und weltgeschichtliche Versuche stehen jetzt im Vordergrund —, sondern auch in seiner ganzen Haltung zeigt er sich der alten Richtung nah verwandt. Dies drückt sich nicht zuletzt in seinem Bild von deutscher Vorzeit aus, der er ebenso wie diese bei aller Nüchternheit und Quellentreue von vornherein mit freundlich-warmer Sympathie begegnet. Wie vordem Mascov, sucht auch er die Fehler der Germanen, wenn möglich, zu entschuldigen und obwohl er sie im Sinn der Zeit als Barbaren oder Wilde sieht, so kommt sein Urteil dem realen Sachverhalt doch schon recht nahe: „Aus dem allen, was von dem Charakter, den Sitten und Gebräuchen unserer Stammväter angeführt worden, ist offenbar, dass die Germanier zu Caesars und Tacitus Zeiten nicht ganz rohe Barbaren gewesen; sie hatten schon die erste Stufe der menschlichen Kultur betreten Gegen die Römer oder Griechen gehalten, waren sie freylich, in sehr vieler Hinsicht noch weit zurück“; z. B. war ihnen „die Schreibekunst, ehe sie Christen wurden, völlig unbekannt. Sie hatten in dem Stande der Barbarey, worinn sie lebten, weder Veranlassung diese Kunst zu erfinden, noch Trieb der Noth, sie von andern zu lernen; denn sie konnten sie in ihren kleinen Staaten . . . durchaus entbehren.“¹⁰

Wie aus dem Zitat hervorgeht, arbeitet Heinrich bei seiner Schilderung der deutschen Frühzeit also schon mit dem Begriff geschichtlicher Notwendigkeit, was ihn vor Übertreibungen bewahrt. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesem methodisch sehr wesentlichen Zuwachs einen Einfluß von seiten der Göttinger vermuten, deren staaten- und weltgeschichtliche Bemühungen die deutsche Geschichtswissenschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahr-

9. Bü n a u, a. a. O. I, 64.

10. H e i n r i c h, Teutsche Reichsgeschichte I (1787), I, 69, 74, 86.

hundreds mit einem neuen und lebendigeren Geist erfüllten, als ihn die alte Reichshistorienschreibung bei ihrer praktisch-staatsrechtlichen Zielsetzung jemals entwickeln konnte. In der Tat findet sich Heinrichs Ansicht von der Unkenntnis der Schrift bei den Germanen fast Wort um Wort bei Sch l ö z e r wieder, dem besten Kopfe dieser Schule: „Nun lebten die alten Skandier um die Zeit der Geburt Christi gerade so, wie die heutigen Lappen: es waren ehrliche, rohe Leute, die für Nahrung und Kleidung sorgten, um alle andere Künste unbekümmert. Sie hatten keine Anlässe, die Schrift zu erfinden; noch unter dem Tacitus kannten die Germanier die Geheimnisse derselben nicht Sie hatten endlich keine Nothwendigkeit, diese Kunst, falls sie auch unter ihnen erfunden worden, nachzumachen, und in allgemeinen Gebrauch zu bringen.“ Oder ganz ähnlich: „ . . . Allein wer das Kunststück der Schrift mit der wenigen Kultur der alten Normänner und den Bedürfnissen ihres Zeitalters vergleicht, dem wird es schwer, dieses rohe Volk für die Erfinder der Runen zu halten.“¹¹

Gewiß, in dieser Form können wir Schlözers Sätze heute nicht mehr unterschreiben — fortgeschrittene Forschung läßt uns die germanische Kultur viel verwickelter erscheinen, als man sie damals sah, und setzt darum auch ihren Möglichkeiten andere Maße —, aber wie Schlözer sie begründet, das zeugt doch von so hohem Rang, daß man ihn trotzdem weit vor jene enthusiastischen Phantasten stellen muß, die es damals ebenso wie heute in der Germanenkunde gab. Leider nahm sich dieser hochbegabte Forscher immer nur aus antiquarischem Interesse der deutschen Vorzeit an; seinem klaren Kopfe stand kein ebenbürtiges Gefühl zur Seite, das ihn auch mit dem Herzen zu dieser Welt gezogen hätte. Indem er ferner die Germanen allzusehr vom Standpunkt eigener Aufklärung betrachtet, ohne Verständnis für den Selbstwert und die völlig anderen Gesetze ihres Daseins, stellte sein Bild des deutschen Altertums im ganzen eher einen Rückschritt als einen Gewinn für die Germanenforschung dar. Ja, in seinen unbeherrschtesten Exkursen nahm er den platten Rationalismus des Epigonen A d e l u n g schon fast voraus: „Unstreitig waren doch die alten Deutschen dicke Barbaren, ehe Franken und Missionarien über sie

11. Sch l ö z e r, Allgemeine Nordische Geschichte (1771), 598, 600 f.

kamen: von Galischer Druiden-Weisheit ist keine Spur unter ihnen, von Skandischem Skaldenwitz ist unter ihnen kein Pröbchen vorhanden. Priester, Warsager und Warsagerinnen, Sibirische Schamanen und altgriechische Dodoniden hatten sie, und weiter nichts. Dass sie die Römer in regelmässigen Schlachten überwunden, wie einige zum Gegenbeweise anführen, beweist höchstens, dass sie militärische Cultur hatten: diese aber konnte ehemals (vor Erfindung des Pulvers) ohne alle übrige Cultur bestehen¹²

An Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und Akribie waren die Göttinger im 18. Jahrhundert kaum zu überbieten, doch fehlte ihnen noch die Fähigkeit, sich in den Geist vergangener, andersgearteter Perioden zu versetzen. Justus Möser blieb es vorbehalten, das auch vordem schon vorhandene rein antiquarische Interesse mit einer „neuen Liebe zu menschlichen Dingen“ zu verbinden,¹³ die aus gesteigerter Empfindungskraft erwuchs, aus dem Grund irrationaler Elemente. In der Geschichte strebte er vor allem danach, die Zeit- und Ortsfarbe des jeweils dargestellten Gegenstands zu treffen, weshalb er ihn aus seiner eigenen Umwelt und in seinem Selbstwert zu begreifen suchte, statt ihn, wie es bisher geschah, an den Normen neuerer Aufklärung zu messen. Als erster namhafter Historiker seit Mascov hatte er den Mut, die Themen seiner Forschung, das deutsche Altertum, auch mit gefühlsmäßiger Anteilnahme zu umgeben: Es ist unsere eigene Frühzeit, in der noch unser heutiges Leben wurzelt, die er hier beschreibt, und unsere eigenen Ahnen treten, Blut von unserem Blute, uns in seinem Werk entgegen. Besonders auf dem flachen Lande hat sich noch mancherlei vom alten Geist und Brauchtum bis auf die Gegenwart erhalten; es ist im Grund kein großer Unterschied, welcher den westfälischen Hofbesitzer des 18. Jahrhunderts von seinem cheruskischen Vorfahr trennt, der schon dieselbe Scholle baute. Die „Osnabrückische Geschichte“ (1768) ist fast ein einziger Nachweis dessen, was von germanischen Einrichtungen und Gedanken noch in späterer Zeit lebendig war, aber schon zwanzig Jahre vorher hatte Möser in

12. Schlözer, Isländische Litteratur und Geschichte I (1773), 62.

13. Friedrich Meinecke, Über J. Möser's Geschichtsauffassung. In: Sitzungsberichte der Preuß. Akad. d. Wissenschaften 1932, 2 ff. — Das Zitat ist von S. 9.

einem wenig bekannten Jugendwerke darauf hingewiesen, „daß man den Charakter der Deutschen zu Hermanns Zeit noch heutzutage an seinen Landsleuten, den Niedersachsen, studieren könne; das Wohnen auf getrennten Höfen, die kräftige, einfache Lebensweise, aber auch die Händel- und Prozeßsucht bestehe bei ihnen noch in der alten Art.“¹⁴ Es handelt sich um den dramatischen Versuch „Arminius“ von 1749,¹⁵ den der Verfasser mit einer langen Vorrede begleitet hat, die trotz aller jugendlichen Mängel doch schon das spätere Gepräge seines Geistes ahnen läßt. Wegen seiner dichterischen Schwächen wurde das interessante Werkchen, seiner äußeren Form nach „eine steife, leblose Alexandrinertragödie“,¹⁶ leider nicht in die posthume Ausgabe von Möser's Werken eingereiht — „Nicolai sagt, es sei ganz in Gottschedischer Weise gedichtet“¹⁷ —; doch ist das Vorzeitbild der „Osnabrückischen Geschichte“ hier wie im Keime vorgebildet, besonders in der aufschlußreichen Einleitung. Schon damals ist Möser „nicht der Meinung, daß unsere Vorfahren solche Klötze gewesen, als man sich gemeinlich bei dem ersten Anblick des Tacitus einzubilden pflegt“;¹⁸ schon damals aber lehnt er es auch deutlich ab, sie auf der anderen Seite ohne Grund zu idealisieren: „Gleichwie jetzo unsere Deutschen in den mehresten Sachen derer Franzosen und anderer Ausländer Gebräuche nachmachen: also hatten die alten Deutschen damals schon vieles denen klugen Römern nachgeahmet.“¹⁹

14. Wilhelm Creizenach, Armin in Poesie und Literaturgeschichte. In: Preuß. Jahrbücher 36 (1875), 332 ff. — Das Zitat ist von S. 338.

15. Wiederabgedruckt in der „Deutschen Schaubühne zu Wienn“ II (Wien 1762). — Vgl. dazu außer Creizenach, a. a. O. noch: J. E. Riffert, Die Hermannsschlacht in der deutschen Literatur. In: Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 63. Band (1880), 274 ff. — P. v. Hofmann-Wellenhof, Zur Geschichte des Arminius-Cultus in der deutschen Literatur, III. In: 37. Jahresbericht (1888) der Steierm. Landes-Oberrealschule zu Graz, S. 7, 30. — K. Brandi, Justus Möser. In: Preuß. Jahrbücher 227 (1932), 54 ff., besonders 58.

16. P. v. Hofmann-Wellenhof, a. a. O.

17. Creizenach, a. a. O., 338.

18. Zit. nach F. Meinecke, a. a. O., 6.

19. Zit. nach P. v. Hofmann-W., a. a. O., 7. — Über den Unterschied des Möser'schen Germanenbildes von demjenigen des Klopstock-Kreises vgl.

Man hat neuerdings versucht, Möser wieder stärker in die Aufklärung zurückzustellen, in deren Atmosphäre er bei aller Eigenwilligkeit doch letzten Endes atme, selbst noch in der „Osnabrückischen Geschichte“.²⁰ Soweit sich diese Meinungen gegen eine übertriebene Romantisierung seines Gedankengutes wenden, wird man sie nur begrüßen; andererseits sind die bei ihm vorhandenen, von Troeltsch und Dilthey schon erkannten Ansätze zur Romantik viel zu überzeugend, als daß man seine originale Zwischenstellung länger übersehen könnte. Freilich bedurfte es noch einer geraumen Zeit, ehe das von ihm erahnte Neue Gemeinbesitz der deutschen Forschung wurde. Noch um die Jahrhundertwende sind schwächere Historiker wie Hegewisch und Majer aus diesem Zwiespalt nicht herausgekommen; mächtig wirkt die Aufklärung in ihren Werken nach, deren Themen aber schon durchaus romantische Gesinnung spiegeln. Zwar gebricht es ihrem flüchtigen Germanenbilde an jener lebensvollen Plastik, die dem Möserischen Gemälde eignet; im Grundsätzlichen stimmen sie jedoch mit diesem — und mit Herder, dem zweiten Pionier der neuen Richtung — überein. Obgleich von wärmstem Mitgefühl für deutsches Altertum getragen, entwerfen sie sein Bild mit klarem Blick für das geschichtlich Mögliche und ohne seine vielfach noch recht urtümlichen Züge zu bemänteln: Die charakterlichen Werte unserer Ahnen scheinen diesen Männern den Mangel zivilisatorischer Errungenschaften völlig auszugleichen —, hierin zeigt sich ihre Nähe zu Sturm und Drang, Traditionalismus und Romantik. „Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, Tapferkeit und eine nachahmungswürdige Treue und Redlichkeit sind die Grundzüge des Charakters unserer Vorfahren in jenen für sie glücklichen Zeiten, wo wir sie zuerst in der Geschichte kennen lernen. Der Genuß der Freiheit, welcher ihnen durch ihre Armuth gesichert wurde, war für sie in diesem wilden Zustande Entschädigung genug für den Mangel an Künsten und Wissenschaften, Geld und anderen Gefährten einer höhern Kultur . . .“²¹

Max Lenz, Deutsches Nationalempfinden im Zeitalter unserer Klassiker. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft auf 1915, 265 ff., besonders 270 f.

20. Vgl. den Überblick über die Möser-Forschung bei Ulrike Brünauer, Justus Möser, 1933, S. 1 ff. In: Probleme der Staats- und Kultursoziologie, hg. von Alfred Weber, Bd. VII.

21. Majer, Ordalien, 7, 9 f.

Diese Worte stammen aus Majers „Geschichte der Orda-
lien“ von 1795 —; ähnliche Empfindungen leiteten auch Hegewisch bei seiner Würdigung der alten Franken, die er als Einleitung zu einer Geschichte Karls des Großen (1791) schrieb. Die von anderen vorgenommene Vergleichung dieser Völker mit irgendwelchen Wilden lehnt er entschieden ab, im Gegenteil will es ihm scheinen, „daß sie einer ordentlichen Verfassung merklich näher, als man gewöhnlich glaubt, gekommen waren“, auch haben sie gewiß schon Ackerbau getrieben: „Vielleicht irre ich nicht, wenn ich annehme, daß sie den Grad von Vollkommenheit erreicht hatten, der bey einem Volke möglich war, das ohne Geld, unbekannt mit den Wissenschaften und Künsten anderer Nationen, in allen Schritten, die es zur Verbesserung seiner Einrichtungen that, durch kein anderes Licht als durch seine eigene Erfahrung geleitet wurde.“²² Wenn wir den Forschungsstand bedenken, auf den sich dieses Bild erst gründen kann, so müssen wir die Einsicht des Historikers bewundern, der es verantwortungsbewußt entwarf: in seinem Kern ist es noch heute gültig.

Die bisher besprochenen Historiker gehörten sämtlich der Oberschicht des Faches an; ihre Namen haben in seiner Geschichte noch immer einen guten Klang. Anders die nun folgenden; bei diesen handelt es sich bestenfalls um bloße Mitläufer, die die Forschung gar nicht oder kaum gefördert haben. Dennoch dürfen wir sie hier nicht übersehen, da wir sonst befürchten müßten, das Vorzeitbild der Aufklärung höchst einseitig zu stilisieren. Auch werden wir in dieser Unterschicht zum ersten Mal Autoren kennen lernen, die jeden, wirklich jeden Sinns für das geschichtlich Mögliche entbehren und dadurch zu Verzeichnungen gelangen, die fast germanoman erscheinen.

Zschackwitz kommt, eine Epigone dieser Richtung, von der Reichshistorienschreibung her, deren ruhig-warmen Grundton er jedoch zu chauvinistisch-wilder Leidenschaft verzerrt. Indem sie sich leichtgläubig auf ihren Tacitus verließen, auf dessen „fidem in Teutschen Sachen (doch) nicht allzuviel zu bauen“ ist,²³ haben die meisten älteren Historiker „unser altes Teutschland, samt

22. Hegewisch, a. a. O., 6, 16.

23. Zschackwitz, a. a. O., 4.

dessen Einwohnern bey nahe gantz vollkommen falsch abgemahlet und dargelegt . . .“; vor allem hat sich Cluver, nach Zschackwitz' Urteil, schwer an ihm vergangen. In Wahrheit sind „unsere alten ehrlichen Vorfahren nichts weniger als ein so gescholtenes Gens Barbara“ und „kein wildes Ochsen-Vieh gewesen“;²⁴ nur darf man, um das zu erkennen, „weder denen Römern noch denen Griechen zu viel trauen“, sondern muß „alles so ansehen, wie es der vernünftigen Möglich- und Wahrscheinlichkeit gemäss“ ist.²⁵ Unmöglich kann Germanien so wild und unwirtlich gewesen sein, wie es diese schildern. Denn „wenn in Teutschland keine Wohnungen, und also auch allda nichts zu holen, sondern das Land gantz rauh, wild, wüste und ungebauet gewesen, warum haben dann die Römer solches zu gewinnen, sich so viel Mühe gegeben? Es müste ja hieraus nothwendig folgen, dass sie ihre so tapffern Soldaten in ein dermassen so elendes Land unnütze verwendet gehabt? Man müste hierbey auch noch ferner den Schluss machen, dass die sonst so klug und weise gerühmten Römer sich in diesem Stücke überaus einfältig aufgeführt, indem sie um eine Hand voll wüste Erde dermassen vieles tapferes Römisches Blut vergossen . . .“²⁶ Auf ähnlich krause Weise gelangt Zschackwitz auch dazu, eine hochentwickelte Gelehrsamkeit für Alt-Germanien anzunehmen, die auch schriftlich aufgezeichnet worden sei. Ihre wichtigste Pflegstätte war „das jezo zwar schlechte Städtgen Barde-
wick“, wo schon Sagittarius eine „Akademie“ der Bardenschaft vermutet hatte;²⁷ der an ihr erteilte Unterricht „erstreckte sich vornehmlich auf die Philosophie, auf die Erkänntniss göttlicher Dinge, auf die Geschichte und Sternkunst und anderes mehr, woraus wiederum folget, dass die uhralten Teutschen nicht wie die unvernünftigen Bestien nur in Wäldern herumgeschwärmet oder sich bloss des Mordens, Raubens und Todschlages, nebst fressen und sauffen beflissen gehabt . . .“²⁸ Leider ist uns von allen diesen Manuskripten auch nicht eines erhalten: Die „ungelehrten Mönche“ der finsternen „mittlern Zeiten“ haben „solche gar vor Teuffels

24. Zschackwitz, a. a. O., Vorwort.

25. Zschackwitz, a. a. O., 135.

26. Zschackwitz, a. a. O., 229 f.

27. Zschackwitz, a. a. O., 303.

28. Zschackwitz, a. a. O., 274 f.

Werck, nemlich ihrem albern Verstande nach“, gehalten und sie deshalb bis auf den letzten Rest verbrannt.²⁹

Ein anderer Nachfahre der Reichshistorienschreibung ist Gottlob August Tittel, dessen „Ausführungen zur deutschen Reichsgeschichte“ sogar erst 1787 erschienen. Im Gegensatz zu Zschackwitz lehnt sich dieser überall aufs engste an die von Tacitus gegebene Beschreibung an, deren Autor er als „grossen Menschenkenner“ und „ehrwürdigen Sammler deutscher Alterthümer“ preist.³⁰ Hier und da flicht er seinem Referate dieses „goldenen Buchs von teutschen Sitten“³¹ jedoch auch manche eigene Bemerkung ein, die uns seine Einstellung zur deutschen Vorzeit deutlich macht. Ihr Anblick erfüllt ihn offensichtlich mit den verschiedenartigsten Gefühlen, Bildungsstolz und Bildungsmüdigkeit bestimmen gleichermaßen seine Haltung. So kommt es denn, daß „Unwissenheit“ und „Aberglaube“ jener Zeit ihn zwar entsetzen, ihrer „Unschuld“ und „Natur“ jedoch mit höchstem Lob und wohl nicht ohne Neid gedacht wird: „Mitleidsvoll sehen wir auf unsere Väter zurück; dünken uns besser und weiser als sie und sind es vielleicht in einzelnen Zügen. Wie oft aber betrachten wir uns nur einseitig . . . , sind undankbar gegen die, welche uns vorarbeiteten, erheben falsche Kunst über die ächte Natur, lachen der unschuldigen Einfalt Brüder, lasst uns gerecht seyn gegen die Zeit, in der wir leben, aber auch gerecht gegen die Vorwelt! Kultur, Aufklärung, Gesezlichkeit, Feinheit, Disziplin, Ordnung und Industrie ist Überschuss für das spätere Alter der Teutschen. Aber ist dies alles schon hinreichend, den Werth des moralischen Charakters seinem ganzen Umfang nach zu bestimmen? Fehlt nicht auch mancher schöne Zug der einfachern Natur aus ihren frühern Zeiten? Kehre zurück, goldne Natur! komm wieder, Jahrhundert der Unschuld, vermische dich mit den Aufklärungen dieser jüngern Zeiten!“³²

Die Stimmung dieser Worte ist natürlich keine andere, als sie auch Rousseaus Kulturkritik beseelt, mit einem Unterschied jedoch, der sehr bezeichnend: An die Stelle des verschwommenen Phan-

29. Zschackwitz, a. a. O., 303 f.

30. Tittel, a. a. O., 32.

31. Tittel, a. a. O., 4.

32. Tittel, a. a. O., 28 ff.

toms eines hypothetischen Naturzustands tritt hier die urkundlich erhellte eigene Frühzeit, mit der man die moderne Welt vergleicht, beileibe nicht zu deren Vorteil. (Wir erinnern uns dabei daran, daß die deutsche Geschichtswissenschaft des 18. Jahrhunderts Rousseaus Ideen durchweg sehr skeptisch gegenüberstand: Ihrer an den Engländern geschulten mehr empirischen Betrachtung erschienen die Spekulationen des Franzosen als ein „grundloses Ideal“ (Meiners), das den Beweis aus der Geschichte schuldig bleibe.³³) Ähnliche Gegenüberstellungen bildeten auch den Inhalt vieler Aufsätze im „Deutschen“, einer Zeitschrift, die von 1771—1776 existierte und in Itzehoe und Hamburg, vorher in Magdeburg, herauskam —; nach einer Mitteilung des Herausgebers stand sie „in den mehrsten katholischen, sonderlich in den kayserlichen Erbländern“ wegen ihrer freimütigen Haltung auf dem Index.³⁴ Wie schon ihr Name ausdrückt, sah sie ihre Aufgabe vornehmlich in der Pflege vaterländischer Gesinnung, wozu ihr „kurze Auszüge aus der Geschichte Deutschlands, Nachrichten von dem Ursprunge der alten Deutschen, ihren Sitten, ihren Gebräuchen, ihren Gottesdiensten . . .“³⁵ besonders tauglich schienen. Auch hier können die verzärtelten Zeitgenossen den Vergleich mit ihren kräftigen und sittenstrengen Ahnen nicht bestehen, doch bemüht sich selbst der „Deutsche“, das Altertum nicht besser abzuschildern, als es wirklich war; vor allem will er sich aufs strengste an die Aussagen der Quellen halten: „Wir sind nicht willens zu leugnen, dass unsere Vorfahren vor und zu den Zeiten des Freyheitsretters Hermann nicht gleich andern Völkern ihre Fehler sollten gehabt haben. Im Gegentheile räumen wir ein, dass sie ebenfalls ihre schlechtere Seite hatten. Wir geben nicht minder zu, dass manche ihrer Sitten viel Rohes an sich hatten. . . . Was konnt' es mir helfen, wenn ich das Bild unsrer Vorfahren bis zum Hochachtungswürdigen verschönerte? Ich bin in der Schilderung altteutscher Sitten kein Haarbreit weiter gegangen, als der im Tacitus und den wenigen vaterländischen Denkmälen vorhandene Stoff reichte. . . .

33. Vgl. Felix Gü n t h e r, Die Wissenschaft vom Menschen, 1907, S. 46 f. — Einige Beispiele aus dem hier untersuchten Schrifttum: Z i m m e r m a n n, a. a. O. I, 122. Steeb, a. a. O., 54 ff. Meiners, a. a. O., 81.

34. „Der Deutsche“ VII (1774), ²

35. „Der Deutsche“ I (1771), 16

Wir glauben diesem Schriftsteller (Tacitus) alles Nachtheilige, was er von unserm Vaterlande und von dessen Einwohnern sagt: aber wir glauben ihm auch alles Gute, was er uns von beyden berichtet . . .“³⁶ Eine ganz köstliche Satire auf die damals in manchen Kreisen Mode gewordene Deutschtümelei stellen die (erfundenen?) Briefe eines „jungen Frauenzimmers“, des „losen Mädchens“ Sophia, an den Herausgeber der Zeitschrift dar, worin diese höchst realistisch schildert, wie daheim ihr Vater unter dem Einfluß der im „Deutschen“ erschienenen Abhandlungen und in dem Bestreben, recht nach altdeutscher Art zu leben, seiner Familie das Leben herzlich sauer macht: Sophia überschüttet deshalb den „Deutschen“ als den Urheber dieses Unfugs mit den heftigsten Vorwürfen!³⁷

36. „Der Deutsche“ VII (1774), 131, 61, 127 f.

37. „Der Deutsche“ I (1771), 191 f., III (1771), 29 f.

Zusammenfassung.

Wir haben unseren letzten Abschnitt „Wunschbild und Wirklichkeit“ genannt, d. h. wir wollten das Verhältnis prüfen, das in dem vorgelegten Schrifttum zwischen jenen beiden Kräften herrscht, die einem Volk zu allen Zeiten das Bild seiner Geschichte formen: nüchtern-strenges Quellenwissen und lebendige Anteilnahme an der nationalen Vorzeit. Ohne daß dies unsere Absicht, hat sich jedoch die Betrachtung zu einer Skizze der Entwicklung jener Ansichten geweitet, die sich das 18. Jahrhundert vom deutschen Altertum gemacht hat. Wir dürfen sie darum zum Schlusse noch einmal kurz zusammenfassen.

Dem Vorzeitbild der Reichshistorienschreibung ist noch ein ganz harmonisches Verhältnis der genannten Kräfte eigen, denn der durch Pufendorf und Leibniz eben erst geschaffenen historischen Kritik gesellt sich hier ein warmes Nationalgefühl, das uns die Mehrzahl dieser Werke trotz ihrer staatsrechtlichen Trockenheit sympathisch macht. Ich könnte mir recht wohl denken, daß es sich bei dieser zweiten Komponente um späte Spuren jenes Humanismus handelt, dessen patriotische Tendenzen die Germanenforschung ja recht eigentlich begründet haben. Die für den Geschichtsunterricht an den Gymnasien bestimmten Lehrbücher haben noch im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts viel von dem alten Geist bewahrt und eine große Wirksamkeit entfaltet; ohne Zweifel ist es diesem Schrifttum zuzuschreiben, wenn Leibnizens und andere moderne Werke zunächst nur von geringer Wirkung waren.¹ Auch das erstaunlich lange Fortleben eines Cluver, Aventin und anderer Humanisten scheint die hier geäußerte Vermutung zu bestätigen:²

1. Vgl. Felix Günther, Die Wissenschaft vom Menschen, 1907, S. 130. Danach einige Titel: Johann Hübner, Kurze Fragen aus der politischen Historie ..., 1697—1722. Essich, Kurze Einleitung zur allgemeinen weltlichen Historie, 1707. Hilmar Curas, Einleitung zur Universalhistorie, 1723. Hieronymus Freyer, Nähere Einleitung zur Universalhistorie, 1728. Zopf, Erläuterte Grundlegung der Universalhistorie, 1729.

2. Philipp Cluvers „Germaniae antiquae libri tres“ (1616) fand ich bei folgenden unserer Historiker genannt: Mascov, Büнау, Häberlin, Zschackwitz, Heinrich (Teutsche Reichsgeschichte I), Meiners, Möser (Osnabrückische Geschichte I) und Hertzberg.

Namentlich der erstere ist der ganzen deutschen Aufklärung bekannt, noch 1794 konnte sich ein „Taschenbuch der Teutschen Vorzeit“ mit Kupferstichen nach den Bildern der „Germania antiqua“ (1616) schmücken!

Als die Reichshistorienschreibung um die Mitte des Jahrhunderts langsam einschlief, setzte eine deutliche Vergrößerung des Germanenbildes ein. Dannenbauer sieht den Grund davon in jenem Schema, welches das Geschichtsgefühl dieser Aufklärer bestimmte und nach dem alle Geschichte nur die stetige Vervollkommnung der Menschheit war, die stufenweise Durchführung eines von Gott entworfenen Erziehungsplanes: den Anfang macht bei jedem Volk ein Zeitalter der Barbarei, also auch bei den Germanen.³ Ein zweiter Umstand kommt hinzu, diese Wandlung zu erklären, nämlich die Erstorbenheit jenes vaterländischen Empfindens, das ein Mascov oder Büнау noch so stark bewiesen hatten. Kosmopolitische Tendenzen schränken es in zunehmendem Maße ein und lockern damit das Verhältnis, welches den Historiker mit seinem Gegenstand verbindet. Auch die ethnographischen Vergleiche tragen ohne Zweifel zu einer gewissen Stilisierung des Germanenbildes bei, und zwar in negativem Sinne; Büнау wie der größere Mascov haben sie noch nicht gezogen. Auswirkungen dieser Haltung sind bei den Göttingern zu finden, bei Gatterer, Schlözer und den anderen, die von dort beeinflußt wurden.

Der Patriarch von Osnabrück steht am Ausgange des Zeitraums, der uns hier beschäftigen sollte. In mancher Hinsicht noch der Aufklärung verhaftet, leitet er dennoch die Bewegung ein, die über Johann Gottfried Herder schließlich zur Romantik hinführt. Indem er ebenso wie dieser das Besondere betonte, den konkreten Einzelzustand, nicht den abstrakt-idealen Typus, bemerkte er vielleicht als erster jene Einmaligkeit der Geschichte, welche es uns nicht gestattet, alle Zeiten und Kulturen nach demselben Maß zu messen. Damit ward es endlich möglich, auch das Germanentum der Frühzeit als eine Volkspersönlichkeit zu sehen, die, höchst individuell geartet, ihren Schwerpunkt in sich selbst trägt, nicht in irgendwelchen Normen, die man von außen daran anlegt.

3. Heinz Dannenbauer, Germanisches Altertum und deutsche Geschichtswissenschaft, 1935, S. 12.

Verzeichnis des wichtigsten Quellenschrifttums.

- Adelung, Johann Christoph: Älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur bis zur Völkerwanderung. 1806.
- Anton, Karl Gottlob: K. K. Tacitus über Lage, Sitten und Völkerschaften Germaniens. Aus dem Lateinischen nebst einem Kommentar. 1781.
- Erste Linien eines Versuches über der alten Slawen Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kentnisse. I 1783, II 1789.
- Geschichte der Teutschen Nazion. Erster Theil: Geschichte der Germanen. 1793. — Weitere Teile sind wohl nicht erschienen.
- Geschichte der teutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. I—III, 1799—1802. — Die Zitate dieser Arbeit entstammen ausschließlich dem I. Teil (1799).
- Barth, Christian Karl: Teutschlands Urgeschichte. I, II, Anhang zu II, 1818—1821. — Die Zitate entstammen ausschließlich dem „Anhang zum zweyten Theil, Schlußbemerkungen und Register enthaltend“, 1821.
- Bragur, ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit, hgg. von Böckh und Gräter. I—VIII, 1791—1812. — Böckh (gest. 1792) gab nur den I. Band mit heraus; den II., IV. und alle folgenden besorgte Friedrich David Gräter allein; Mitherausgeber des III. war Hässlein (gest. 1796). Vom IV. Band (1796) an hieß die Zeitschrift auch: Braga und Hermode oder Neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten; der VIII. (1812) trägt als dritten Titel: Odina und Teutona, ein neues literarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit.
- Büna u, Heinrich (Graf) von: Genaue und umständliche Teutsche Kayser- und Reichs-Historie, aus den bewehrtesten Geschicht-Schreibern und Uhrkunden zusammen getragen. I—IV, 1728—1743. — Die Zitate dieser Arbeit entstammen ausschließlich dem I. Teil.
- Der Deutsche. I—VIII, 1771—1776. — Im ganzen umfassen die acht Teile dieser Zeitschrift 100 einzelne „Stücke“, d. h. Nummern. Der bzw. die Herausgeber (richtiger: Verfasser) bleiben ungenannt; nach den Vorreden zum V. und zum VII. Teil sind I—IV und VII und VIII von einem

- und demselben Herausgeber besorgt, V und VI aber von einem anderen, seinem Freunde. I—IV erschienen in Magdeburg (und Frankfurt a. O.), V—VIII in Itzehoe und Hamburg.
- (Elsner): Sammlung der Preiss- und einiger anderen Schrifften über die, von der Academie (es handelt sich um die Berliner) vorgelegte Frage: Wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen? vorher gehet eine nähere Beurtheilung und Auflösung derselben Frage. Berlin 1750.
- Fein: siehe (Elsner).
- Gatterer, Johann Christoph: Abriss der Universalhistorie in ihrem ganzen Umfange. Bey dieser zwoten Ausgabe völlig umgearbeitet und bis auf unsere Zeiten fortgesetzt. I, 1773.
- Gräter, Friedrich David: siehe „Bragur“ und „Iduna und Hermode“.
- Gruppen, Christian Ulrich: Observationes rerum et antiquitatum Germanicarum et Romanarum oder Anmerkungen aus den teutschen und römischen Rechten und Alterthümern. 1763.
- Häberlin: Franz Dominicus: Entwurf einer pragmatischen Teutschen Reichs-Historie. 1763.
- Hahn, Simon Friedrich: Vollständige Einleitung zu der Teutschen Staats-, Reichs- und Kayser-Historie und dem daraus fließenden Jure Publico. I—IV, 1721—1724; V, 1742.
- Hansselmann, Christian Ernst: Beweiss, wie weit der Römer Macht, in den mit verschiedenen teutschen Völkern geführten Kriegen, auch in die nunmehrige Ost-Fränkische, sonderlich Hohenlohische Lande eingedrungen, dargestellt aus denen in solchen Landen noch vorhandenen ... merkwürdigen römischen Monumenten und andern Überbleibseln ..., mit XVI Kupfer-Tafeln. 1768.
- Fortsetzung des Beweises ..., mit drey Land-Carten, XXI andern Kupfer-Tafeln, einer genealogischen Tabelle und einem Real-Register. 1773.
- Hausen, Carl Renatus: Versuch einer Geschichte des menschlichen Geschlechts. I—IV, 1771—1781.
- Hegewisch, D. H.: Geschichte der Regierung Kaiser Karls des Großen. 1791.
- Heinrich, Christoph Gottlob: Teutsche Reichsgeschichte. I—IX, 1787 bis 1805. — Die Zitate entstammen ausschließlich dem I. Teil.
- Handbuch der teutschen Reichsgeschichte. 1800.
- (Hertzberg, Ewald Graf von): Huit Dissertations que M. le Comte de Hertzberg, Ministre d'Etat, Membre et actuellement Curateur de l'Académie de Berlin ... a lues dans les assemblées publiques de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Berlin, tenues pour l'anniversaire du roi Frédéric II dans les années 1780—1787. Berlin 1787.
- Hummel, Bernhard Friedrich: Bibliothek der teutschen Alterthümer, systematisch geordnet und mit Anmerkungen versehen. 1787.
- Compendium deutscher Alterthümer. 1788.
- Idunna und Hermode, eine Alterthums-Zeitung, hgg. von Friedrich David Gräter. I—IV, 1812—1815.

- Köhler, Johann David: Kurzgefaßte und gründliche deutsche Reichshistorie, vom Anfang des Deutschen Reichs mit König Ludewig dem Deutschen bis auf den Badenschen Frieden. 1736, 1751.
- Majer, Friedrich: Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland. Ein Bruchstück aus der Geschichte und den Alterthümern der deutschen Gerichtsverfassung. 1795.
- Allgemeine Geschichte des Faustrechts in Deutschland. Ersten Bandes erste Abtheilung, 1799.
- Mas cov, Johann Jacob: Geschichte der Teutschen bis zu Abgang der Merovingischen Könige. I 1726, II 1737. — Die Zitate dieser Arbeit entstammen ausschließlich dem ersten Teil, und zwar benutzte ich die 2. Auflage (1750). Hummel, Bibliothek S. 36, kennt von dem Werk auch eine englische und eine lateinische Übersetzung, beide aus dem Jahre 1738.
- Meiners, Christoph: Grundriß der Geschichte der Menschheit. 1785.
- Möser, Justus: Osnabrückische Geschichte. Erster Theil, 1768. — Benutzt wurde die dritte Auflage (1819).
- Pö litz, Karl Heinrich Ludwig: Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte, als ein Versuch sie auf Ein Prinzip zurückzuführen. 1795.
- Sattler, Christian Fridrich: Topographische Geschichte des Herzogthums Württemberg. 1784.
- Schachmann (Carl von): Beobachtungen über das Gebirge bey Koenigshayn in der Oberlausiz. 1780.
- Schlözer, August Ludwig: Allgemeine Nordische Geschichte, als Fortsetzung der Allgemeinen Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engeland, XXXI. Theil. 1771.
- Isländische Litteratur und Geschichte. Erster Theil, 1773. — Der in der Vorrede angekündigte zweite Teil, wo „Hr. Sprengel . . . die bereits von Hrn. Ihre berührte fabelhafte Ableitung der Skandischen Völker, bis zu ihrer ersten Quelle hinauf, verfolgen“ sollte, ist wohl nie erschienen.
- Weltgeschichte nach ihren Haupt-Theilen im Auszug und Zusammenhange. I 1785, II 1789.
- Schmidt, Michael Ignaz: Geschichte der Deutschen. 1783 ff. — Die Zitate dieser Arbeit entstammen ausschließlich dem I. Band (1783).
- Schütze, Gottfried: Schutzschriften für die alten Deutschen und Nordischen Völker. Neue durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. I 1773, II 1776.
- Steeb, Johann Gottlieb: Versuch einer allgemeinen Beschreibung von dem Zustand der ungesitteten und gesitteten Völker nach ihrer moralischen und physicalischen Beschaffenheit. 1766.
- Steffens, Johann Heinrich: Die Geschichte der alten Bewohner Teutschlands nach ihren Classen, in einem Auszuge entworfen. 1752.
- Tittel, Gottlob August: Ausführungen zur teutschen Reichsgeschichte, nach einem systematischen Plan geordnet. Erster Band, bis zum Tode Ludwigs des Baiern. 1787.

- W e l l e r, J. G.: Die genaue Verwandtschaft der deutschen und nordischen Alterthümer. In: Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig (I), 1754, S. 55—71.
- Etwas vom Lobe der Deutschen. a. a. O. (I), 1754, S. 236—247.
- Vergleichung der alten deutschen mit der uralten römischen und griechischen Geschichte. a. a. O. (I), 1754, S. 332—344.
- Die genaue Verwandtschaft der deutschen Sprache mit der nordischen. a. a. O. II, 1755, S. 62—80.
- Beweis, daß die Deutschen nicht von den Scythen abstammen. a. a. O. II, 1755, S. 236—245.
- Ursachen, warum in Deutschland so wenig überbliebene Denkmale von den alten Deutschen angetroffen werden. a. a. O. III, 1756, S. 71—77.
- W i a r d a, Tileman Dothias: Ostfriesische Geschichte. I—X, 1792—1817. — Die Zitate dieser Arbeit entstammen ausschließlich dem I. Band, und zwar benutzte ich die 2. Auflage (1797).
- Z i m m e r m a n n, Eberhard August Wilhelm: Geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere. I—III, 1778—1783.
- Z s c h a c k w i t z, Johann Ehrenfried: Erläuterte Teutsche Alterthümer, worinnen der Teutschen wahrer Ursprung, dann dessen (sic!) vormahlige grosse Haupt-Völcker, alte Gräntzen, Politischer Zustand vor, unter und nach dem Römischen und Fränkischen Reiche, ferner dessen Religion und Gottesdienst, Gelehrsamkeit und Rechte, Ehestand und Kinder-Zucht, Kleider und andere Sitten, Gebräuche, Ceremonien, und was hieher gehört, aus guten Urkunden zusammen gebracht und abgehandelt worden. Nebst einem Anhang, warum das Teutsche Reich vor andern Staaten in Europa den Vorrang habe. 1743.

